

# Zürcher Journalistenpreis 12

Gion Mathias Cavelty

«Hö» – das letzte Opernrätsel

Daniel Ammann

Fall Hohenweger

Julia Hofer

Unter der Haube

Joel Bedetti

Der Baron ist mit seinem Latein am Ende

# Der Zürcher Journalistenpreis

Es gibt nicht wenige Medienpreise in der Schweiz. Kaum einer aber hat eine so lange Tradition wie der Zürcher Journalistenpreis, der vom Zürcher Presseverein (ZPV) ins Leben gerufen und 1981 erstmals verliehen worden ist. Trägerin ist heute die Stiftung Zürcher Journalistenpreis. Ihr Zweck ist es, über die Ausschreibung und Vergabe eines Preises einen konkreten Beitrag zur Förderung der journalistischen Qualität zu leisten. Die Prämierung von herausragenden Arbeiten soll Journalistinnen und Journalisten ermutigen, ihre unter immer anspruchsvolleren Bedingungen zu leistende Aufgabe inhaltlich wie auch stilistisch auf hohem Niveau zu meistern und journalistische Werke zu schaffen, die über den Tag hinaus in Erinnerung bleiben.

Die Arbeiten, die in Produkten von Medienverlagen der Kantone Zürich und Schaffhausen publiziert worden sind oder die von Autorinnen und Autoren stammen, die hauptsächlich in diesen Kantonen tätig sind, werden von einer unabhängigen, sich aus Journalisten und Publizisten zusammensetzenden fünfköpfigen Jury begutachtet. Jährlich gehen weit über 100 Arbeiten ein, die in einem mehrstufigen Verfahren ausgewertet werden.

Die Preisgelder stammen von einer ganzen Reihe von Sponsoren. Bewusst verzichtet die Stiftung auf einen Hauptsponsor, um die Unabhängigkeit des Journalistenpreises auch in dieser Hinsicht zu gewährleisten. Einen namhaften Beitrag erhält die Stiftung jedes Jahr aus dem Erlös des Schweizer Medienballs & Zürcher Presseballs.

## Preisträger 2012

### Kategorie Zeitung

Gion Mathias Cavelti 6

### Kategorie Zeitschrift

Daniel Ammann  
Fall Holenweger 12

### Kategorie Zeitschrift

Julia Hofer  
Unter der Haube 24

### Kategorie Nachwuchs

Joel Bedetti  
Der Baron ist  
mit seinem Latein am Ende 30



# Grussadresse des Präsidenten

Der Zürcher Journalistenpreis ist der wichtigste Medienpreis der Schweiz. Daran ändert auch die Tatsache nichts, dass es mittlerweile eine Vielzahl ähnlicher, wenn auch regional anders gelagerter Preise gibt. In Zürich sind die wichtigsten und grössten Publikationen des Landes beheimatet. Und der ZJP hat die längste Tradition, er wird heuer zum 32. Mal vergeben.

Diese Tradition allerdings verpflichtet. Sie darf nicht zu einer Erstarrung führen, indem sich Stiftungsrat und Jury der Sache in gleicher Weise annehmen wie damals, als man die Drucklettern noch in Blei gegossen hat. Für den Preis ab dem Jahre 2013 haben wir deshalb einige Änderungen eingeführt: Neu sollen auch Online-Texte die Möglichkeit einer Auszeichnung erhalten. Nachdem andere Medienpreise mit dieser verhältnismässig neuen Publikationsform negative Erfahrungen gemacht haben, sind wir gespannt, wie sich die Zürcher Online-Journalistinnen und -Journalisten diesbezüglich schlagen werden. Ferner werden die Preiskategorien (Zeitung, Zeitschrift, Nachwuchs) abgeschafft. Es können maximal drei Preise sowie ein Preis für das Gesamtwerk gesprochen werden. Damit wird die Flexibilität der Juryarbeit erhöht und die Auswahl der Besten wird nicht durch Kategorie-Vorgaben eingeschränkt.

Auch in diesem Jahr ist der Jury die Auswahl nicht leicht gefallen. Es wurden sehr viele und viele sehr gute Arbeiten eingereicht. Das allgemeine Gejammer über die schwindende journalistische Qualität können weder Jury noch Stiftungsrat nachvollziehen. Nach wie vor wird in Zürich und wird in der Schweiz hervorragender Journalismus gemacht. Wenn Sie es nicht glauben, lesen Sie diese Broschüre!

Andrea Masüger  
CEO Südostschweiz Medien  
Präsident der Stiftung Zürcher Journalistenpreis

## Weiter im Stiftungsrat

Dr. Esther Girsberger  
freie Journalistin/Publizistin

Kaspar Loeb  
Kommunikationsberater

David Strohm  
NZZ am Sonntag

## Geschäftsführung

Monika Menne

## Jury

Fredy Gsteiger (Präsident)  
Schweizer Radio DRS

Susan Boos  
WOZ Die Wochenzeitung

Marco Meier  
Publizist und Philosoph

Margrit Sprecher  
Publizistin

Alain Zucker  
Tages-Anzeiger

## Fredy Gsteiger (Präsident)



Fredy Gsteiger wurde 1962 in Bern geboren. Schon als 19-jähriger Gymnasiast liess er sich mit dem Journalismus ein, der ihn seither nicht mehr losliess. Während des Studiums der Wirtschaftswissenschaften

in St. Gallen und später der Politikwissenschaft in Lyon und im kanadischen Québec arbeitete Gsteiger als Werkstudent für den Berner «Bund» und für das «St. Galler Tagblatt», in dessen Auslandsredaktion er später eintrat. Nach einer Hospitanz bei der deutschen Wochenzeitung «Die Zeit» wechselte er nach Hamburg. Dort war er zuerst viereinhalb Jahre lang für die Nahostberichterstattung zuständig, danach ging er als Korrespondent nach Paris. 1997 übernahm Fredy Gsteiger die Chefredaktion der «Weltwoche» in Zürich, 2002 wechselte er vom Zeitungs- zum Radiojournalismus und wurde Produzent des «Echo der Zeit» von Schweizer Radio DRS. Seit 2006 kümmert er sich als dessen diplomatischer Korrespondent um Themen der internationalen Aussen- und Sicherheitspolitik. Gsteiger ist Vorstandsmitglied des International Press Institute IPI und seit 2005 Präsident der Jury des Zürcher Journalistenpreises.

## Susan Boos



Susan Boos ist 1963 in Zürich geboren und danach in St. Gallen aufgewachsen. Nach der Ausbildung zur Primarlehrerin im Seminar Rorschach stieg sie 1984 bei der «Ostschweizer AZ» in den Journalismus ein und

studierte gleichzeitig an der Universität Zürich Ethnologie, Politologie und Publizistik. 1989 wurde sie Redaktorin der «Ostschweizer AZ» und wechselte 1991 als Redaktorin zur «WOZ Die Wochenzeitung»; seit 2005 ist Boos in der Redaktionsleitung. Sie hat verschiedene Bücher publiziert, das neuste ist unter dem Titel «Fukushima lässt grüssen. Die Folgen eines Super-GAU» (Rotpunktverlag) im März 2011 erschienen.

## Marco Meier



Marco Meier, geboren 1953 im luzernischen Sursee, studierte Philosophie und Theologie an der Universität Fribourg. Er war von 1980 bis 1984 Redaktor bei der «Weltwoche» und – nach einer längeren Stu-

dienreise durch die USA und Lateinamerika – von 1985 bis 1987 Redaktor bei der Zeitschrift «Magma». 1988 bis 1995 war Meier stellvertretender Chefredaktor der Zeitschrift «Du» unter Dieter Bachmann, danach bis 1998 Direktor des Medienbildungszentrums (MAZ) in Luzern. Als Chefredaktor kehrte er zum «Du» zurück, das er bis Ende 2002 leitete. Von 2003 bis 2008 war Marco Meier Redaktionsleiter der «Sternstunden» beim Schweizer Fernsehen. Von März 2008 bis Ende 2010 arbeitete Marco Meier als Programmleiter von DRS 2 in Basel. Im Rahmen der Fusion von Radio DRS und Fernsehen SF zur neuen Unternehmung SRF hat er seine Position verloren. Marco Meier wohnt mit seiner Frau und zwei Kindern in Luzern.

## Margrit Sprecher



Margrit Sprecher wurde in Chur geboren und studierte in München und Wien Zeitungs- und Theaterwissenschaft. Bis 1999 leitete sie das Ressort Leben heute bei der «Weltwoche»; seither arbeitet sie als Reporte-

rin für Zeitschriften im In- und Ausland sowie als Buchautorin. Zu ihren Werken gehören unter anderem: «Leben und Sterben im Todesktrakt» (Haffmanns Verlag); «Ungebetene Besuche», Reportagen und Porträts (Suhrkamp Verlag); «Sich aus der Flut des Gewöhnlichen herausheben – die Kunst der grossen Reportage» (Picus Verlag); «Die Mitte des Volkes – Expeditionen in die Welt der SVP» (Edition Patrick Frey) und «Das andere Radio – DRS 2» (NZZ Libro).

Margrit Sprecher erhielt etliche Preise, darunter den deutschen Kisch-Preis (1992), den Zürcher Journalistenpreis für ihr Gesamtwerk (2003) und den Bündner Literaturpreis (2008). Margrit Sprecher lebt in Zürich und Graubünden.

## Alain Zucker



Alain Zucker wurde 1967 in Zürich geboren. Nach den Schulen in Zürich studierte er Geschichte und Volkswirtschaft an der Universität Zürich und an der Washington University in St. Louis, USA.

Danach absolvierte er ein Volontariat beim «Brückenbauer» und schloss berufs begleitend den Journalismus-Diplomkurs am Medienbildungszentrum in Luzern ab. 1996 wechselte er zur «Weltwoche», zuerst als Wirtschaftsredaktor, dann als Leiter der Reporter und schliesslich als Leiter der Wirtschaftsredaktion. 2003 verliess er die «Weltwoche» und wurde Autor für «Das Magazin» und die «Bilanz». Dann Rückkehr zur «Weltwoche» als USA-Korrespondent. Aus den USA berichtete er später für Zeitungen und Zeitschriften aus dem ganzen deutschsprachigen Raum, unter anderem als Wirtschaftskolumnist. Mitte 2008 kehrte er in die Schweiz zurück und übernahm im Zuge einer Neuausrichtung die Leitung des Hintergrundressorts des «Tages-Anzeigers». Heute ist Alain Zucker Blattmacher beim «Tages-Anzeiger».

# Der Zürcher Journalistenpreis 2012

Kategorie Zeitung

wird

Gion Mathias Cavelti

für seinen Artikel

«Hö» – das letzte Opernrätsel

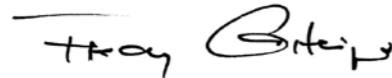
erschienen im Tages-Anzeiger vom 10. Dezember 2011

verliehen.

Zürich, 23. Mai 2012

Die Jury:

Fredy Gsteiger



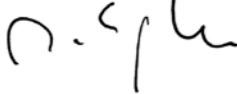
Susan Bopp



Marco Meier



Margrit Sprecher



Alain Zucker



## Preisträger



Gion Mathias Cavelti

Ich wurde am 4. 4. 1974 in Chur geboren und habe bisher sechs Romane publiziert – mein Debüt «Quifezit oder Eine Reise im Geigenkoffer» erschien 1997 und machte mich zum jüngsten Suhrkamp-Autor aller Zeiten (was meines Wissens immer noch Gültigkeit hat); am bekanntesten wurde mein Buch «Endlich Nichtleser – die beste Methode, mit dem Lesen für immer aufzuhören»; vor wenigen Wochen erschien mein erstes Kinderbuch «Nemorino und das Bündel des Narren». Dann habe ich drei Theaterstücke (u.a. «Das Verlorene Wort», Uraufführung 1998 im Schauspiel Frankfurt), ein Hörspiel («Jupiter auf Argos» für DRS 1) und diverse Schreckmümpfeli für DRS 1 geschrieben sowie fünf Jahre lang «Cavelti's Literaturshow» im Moods im Schiffbau moderiert, zusammen mit der sprechenden Topfpflanze Marvin.

Journalistisch-satirisch bin ich bis jetzt mit Artikeln und regelmässigen Kolumnen unter anderem in der «Aargauer Zeitung» (Kolumne «Cavelti»), der «Weltwoche» (fünf Jahre lang die wöchentliche Kolumne «Fernsehkritik der reinen Vernunft»), der «Sonntagszeitung» (Reisereportagen, u.a. «Voodoo in Südtirol»), dem «Nebelspalter» (Kolumne «Conspiracy Corner») oder dem «Blick» (Kolumne «Tatort Cavelti») in Erscheinung getreten. Mein allererster Beitrag für den «Blick» (das satirische «Alle singen, nur das Rindsfilet bleibt stumm») hat dazu geführt, dass der Sänger Piero Esteriore im Oktober 2007 vor Wut mit dem Mercedes seiner Mutter in die Eingangstür des Ringier-Gebäudes gefahren ist.

Momentan mühe ich mich damit ab, das Waldhornspiel sowie die russische Sprache zu erlernen (beides bislang erfolglos). Sbasiba!

Meine Homepage: [www.nichtleser.com](http://www.nichtleser.com)

## Laudatio

Laudatio für den Artikel  
«Hö» – das letzte Opernrätsel  
von Gion Mathias Cavelti  
erschienen im Tages-Anzeiger,  
10. Dezember 2011

Die Oper hat es nicht leicht in Zeiten eines heftig waltenden Erlebnisproletariats. Selbst ins Feuilleton hinein schafft sie es immer spärlicher, darüber hinaus – in journalistische Gefilde der aktuellen Berichterstattung – schon gar nicht. Beim «Tages-Anzeiger» vom 10. Dezember letzten Jahres war für einmal alles anders. Zwei volle Seiten breitete sich im Ressort Zürich in Bild und Text ein Probenprotokoll zur Premiere der Oper «Palestrina» von Hans Pfitzner aus: «Hö» – das letzte Opernrätsel.

Diese Tatsache allein wäre schon eine besondere Erwähnung wert. Dann war hier aber auch noch ein Autor, von dem man zwar sehr wohl wusste, dass er über eine gute Feder verfügt, der aber im journalistischen Unterholz der ganz kommunen Berichterstattung nur noch selten, wenn überhaupt je wieder, schreibend in Erscheinung trat. Den Werkstattbericht aus dem Opernhaus Zürich hat der Schriftsteller Gion Mathias Cavelti verfasst. Man war gewarnt, wusste, dass dieser Schreiber den kapriziösen Freiflug liebt und sich ab und zu gerne ohne Netz und Seil in den narrativen Sphären des höheren Blödsinns aufhält.

Die Warnung funktioniert. Den Text muss man lesen. Und einmal eingestiegen, kommt man nicht mehr heraus. Im Rhythmus von Akten und Szenen hievt einen Cavelti mit Eleganz, Humor und Präzision mitten ins menschliche und technische Tohuwabohu dieser gigantischen Fiktionsmaschinerie, die sich Oper nennt. Im noch so schrillen Schalk der Berichterstattung geht der Respekt vor diesem dramaturgischen Artefakt nie unter. Man hört beim Konzeptionsgespräch zwischen Regisseur

Jens-Daniel Herzog und Dirigent Ingo Metzmacher mit. Aber nicht nur sie und die Solisten haben hier ihren Auftritt. Bühnen- und Kostümbildner, die Dramaturgin, die Korrepetitorinnen und die Souffleusen sind in diesem Erzählstück prominent mit dabei, und die Chöre; Orchesterprobe, Generalprobe – alles da. Und ohne Bühnenarbeiter ginge gar nichts: «Achtung, Füsse, Füsse!»

In diesem Text ereignet sich in zeitgemässer Aufmachung die Wiedergeburt des Opernberichterstatters alter Schule. Und manchmal könnte man lesend meinen, man höre aus alter Zeit noch einmal jenen hohen Bariton, der «ins Tenorale schimmerte», die Stimme des Opernkenners par excellence: N.O. Scarpia alias Fritz Bondy, der bis in die siebziger Jahre regelmässig auf Radio Beromünster seine Operneinführungen sprach. Dieses legendäre Genre leuchtet in Caveltis Reportage brillant noch einmal auf und findet eine eigenständige Form. Hier macht hohe Kunst sogar Spass. Dafür zeichnet die Jury Gion Mathias Cavelti mit dem Zürcher Journalistenpreis 2012 aus. Herzliche Gratulation!

Marco Meier

# «Hö» – das letzte Opernrätzel

Tages-Anzeiger 10. Dezember 2011

Wie entsteht eigentlich eine Oper? Was kritzelt der Dirigent da die ganze Zeit? Und was trägt der Sänger unter der Unterhose? Ein Probenprotokoll.

Von Gion Mathias Cavelty

## Ouvertüre

(*allegro con molto spirito*)

Wer ist Hans Pfitzner?

A) Der Erfinder von Viagra  
B) Ein deutscher Komponist der Spät- resp. Postromantik (1869–1949)

Richtig ist Antwort B – der Pharmakonzern, der Viagra auf den Markt gebracht hat, heisst Pfizer, benannt nach dem Chemiker Karl Pfizer (1824–1906).

An dieser Stelle mag sich der eine oder andere Leser – von plötzlichem akuten Desinteresse übermannt – abwenden. Das wäre jedoch jammerschade. Denn Hans Pfitzners Oper «Palestrina», die heute im Zürcher Opernhaus in einer Neuinszenierung unter Stardirigent Ingo Metzmaker Premiere feiert, ist ein absolutes Meisterwerk. Sogar Die-hard-Fans von Gölä oder Cannibal Corpse würden nicht darum herumkommen, das zuzugeben, wenn sie etwa das Vorspiel zum ersten Akt hörten. Eigentlich das schönste Stück Musik, das je komponiert wurde – wäre da nicht das Vorspiel zum zweiten Akt, das noch schöner ist ... aber der Reihe nach.

Oper – da denken viele an eine dicke Frau mit Flügelhelm, die noch eine halbe Stunde weitersingt, nachdem sie von einem Schwert, einer Lanze oder einer Walharpune durchbohrt wurde. Nun: In «Palestrina» gibt es gar keine Frauenrollen (ausser der einer Toten). Dafür drei Dutzend Kardinäle, die den ganzen zweiten Akt lang nur irgendwelche Platitüden und Pompösitäten von sich geben, gegeneinander intrigieren und sich aufs Dach geben. «Palestrina» ist eine der kuriosesten Schöpfungen in der Geschichte der Oper. Und das ist wunderbar so.

## 1. Akt, 1. Szene

(*appassionato con molto bicicletta*)

Montag, 7. November 2011: Tag des Probenbeginns von «Palestrina». Auf 10 Uhr ist das sogenannte Konzeptionsgespräch angesetzt, und nach und nach trudeln alle an der Produktion Beteiligten in den Probepodien des Zürcher Opernhauses vis-à-vis des Schiffbaus ein: die Sänger, Regisseur Jens-Daniel Herzog, Bühnen- und Kostümbildner Mathis Neidhardt, die Korrepetitoren, die Dramaturgin, die Souffleuse und so weiter. Die Stimmung ist unaufgeregt und locker.

Um 9.52 Uhr hat Dirigent Ingo Metzmaker (soeben von umjubelten Engagements in Tokio und Moskau zurückgekehrt) seinen Auftritt. Und zwar radelt er auf seinem Velo an. Ohne Helm zu tragen. Ganz schön Rock 'n' Roll! Manch einem 105-jährigen Premierenabonnenten würde der Herzschlag für mindestens sechzehn Takte aussetzen, wenn er das sähe. Welch ein fulminanter Auftakt zum ersten Akt! Bravo, maestro!

## 1. Akt, 2. Szene

(*assai teorico con molto schizodramma*)

Die Handlung von «Palestrina» kann einem rasch peinlich erscheinen. Pfitzner hat das Libretto selbst verfasst, und im Prinzip ist das Ganze nichts anderes als die Beweihräucherung

## Und am Schluss soll sich Palestrina erschliessen, «vielleicht mit einer Pistole die er aus seinem Klavier holt».

respektive Bemitleidung des reinen, weltabgewandten, verkannten, institutionell missbrauchten und an allem und jedem leidenden Künstlergenies. Als das sich Pfitzner natürlich selber sah. Als Alter Ego wählte er den italienischen Komponisten Giovanni Pierluigi da Palestrina, der im Jahre 1563 von Kardinal Carlo Borromeo den Auftrag für die Komposition einer alles überragenden Messe «zur Rettung der polyfonen Kirchenmusik» erhält, was ihm nach viel Selbstmartyrium schliesslich gelingt und als Höhepunkt den Segen des Papstes einbringt.

Am Konzeptionsgespräch verrät Regisseur Jens-Daniel Herzog, was er aus dem Stoff machen will: nämlich ein Schizodrama, das nur im Kopf von Palestrina spielt. Den Kompositionsauftrag bildet er sich nur ein, Kardinal Borromeo ist gewissermassen Palestrinas Über-Ich, alle anschliessend auftretenden Kardinäle sind Symptome seiner wachsenden Paranoia. «Der Traum vom Auftrag der Kunst wird kontinuierlich zum Albtraum.» Und am Schluss soll sich Palestrina erschliessen, «vielleicht mit einer Pistole, die er aus seinem Klavier holt».

Hoppla! Von einem Selbstmord steht nun rein gar nichts im Libretto. Aber so etwas kommt natürlich immer gut.

## 1. Akt, 3. Szene

(*tedesco-quadratico*)

Zum Abschluss des Konzeptionsgesprächs präsentiert Bühnenbildner Mathis Neidhardt das puppenstübengrosse Drehbühnenmodell. Es stellt Palestrinas Wohnung dar. Ein ganz kleiner Flügel steht in der Stube, ein winziges Polstergrüppchen, ein Fernsehchen (die Handlung wurde in die Mitte des 20. Jahrhunderts verlegt), und wenn man das Ganze dreht, kommt Palestrinas Küche zum Vorschein, sein Bad und sein WC. Das liebevoll gestaltete Kloschüsselchen nimmt sich besonders reizend aus – ach, wäre man doch bloss so gross wie ein Schlumpf, dann könnte man unzählige Stunden unge-

trübten Glücks darauf verbringen! Auch einige Kostümentwürfe werden von Neidhardt vorgestellt (Soutanen für die Kardinäle – zur weiteren Inspiration erhält Neidhardts Assistentin den Auftrag, sich die DVD mit der Verfilmung von Dan Browns «Illuminati» zu besorgen).

Danach geht es in medias res: Der gesamte zweite Akt wird durchgenommen. Die Hauptkardinalsdarsteller – tolle Sänger wie Alfred Muff, Martin Gantner, Rudolf Schasching oder Thomas Jesatko – sitzen in Alltagskleidung auf Stühlen im Halbkreis um den Dirigenten, vor sich auf Notenständern den 368-seitigen

Klavierauszug von «Palestrina». Der Korrepetitor spielt am Flügel, Metzmaker dirigiert und unterbricht, wenn Einsatz oder Tempo nicht stimmt. Die Stimmen der Kardinäle dröhnen mächtig, wie die von Hirschen, die ihr Revier verteidigen. «Du bist der Deutsche, du bist immer ein bisschen viereckig», weist Metzmaker Kardinal Madruscht an.

Kardinal Morone hat fürchterliche Halsschmerzen. Kardinal Borromeo macht sich frühzeitig vom Acker. Kardinallegat Novagerio findet, der Raum sei gut geheizt. Metzmakers Laune ist prächtig, er tänzelt zur Musik, lächelt spitzbübisch, schwingt dynamisch einen als Taktstöckchen fungierenden Bleistift. Fast ein bisschen undeutsch-sonnyboyesk. (Seinen richtigen Taktstock hat er übrigens bei Musik Hug gekauft, von der Form her sieht er genau so aus wie der Zauberstab von Bellatrix LeStrange aus den Harry-Potter-Filmen.)

## 2. Akt, 1. Szene

(*armonico senza arpione da balena*)

Schwer vorzustellen, dass ein Opernregisseur zum Beispiel einem Pavarotti jemals eine andere Vorgabe gemacht hätte als «Geh auf die Bühne, bleib in der Mitte stehen, zieh die Wampe ein bisschen ein und sing». Gross deshalb die Überraschung, wie intensiv die Arbeit von Regisseur Herzog mit den Solisten ausfällt. Jede Mimik, jede Geste, jeder Gang wird minutiös festgelegt, die Motivation für jede Aktion definiert.

Auf der Probepodien sind alle Kulissenwände, Vorhänge und Möbel in vereinfachter Ausführung exakt so arrangiert, wie sie dann im Original auf der Opernhausbühne aufgebaut werden. Auch die Sänger tragen provisorische Kostüme.

Metzmaker ist bei den szenischen Proben meistens dabei, diskutiert rege mit den Beteiligten, macht sich Bleistiftnotizen in seine Partitur und gibt den Sängern ihre Einsätze, während der Pianist mit seinem Spiel das Orchester simuliert. Dirigent und Regisseur bilden ein harmonisches Team, was für die Dramatik dieses Operntagebuchs natürlich alles andere als von Vorteil ist. Ein massloser Zornesausbruch wäre mal nett, gefolgt von einem Griff zur Hellebarde, Armbrust oder Walharpune, um beim klassischen Opern-Waffenarsenal zu bleiben... Apropos: Dem Autor dieses Textes wurde vor Probenbeginn strengstens untersagt,

jemals die Opernhausbühne zu betreten, «denn darauf sind schon Menschen richtig gestorben, zu Tode gestürzt, erschlagen worden, verbrannt». Don't f\*\*\* with the Phantom of the Opera!

Was kritzelt Metzmaker eigentlich dauernd in seine Partitur? Während der Meister kurz mal austreten muss, enthüllt ein verstohlener Blick Kryptisches: Auf Seite 126 steht die Notiz «Hö». Was in Dreiteufelsnamen bedeutet «Hö»? Wir werden es nie wissen.

## 2. Akt, 2. Szene

(*sotto la sottana*)

Die Proben schreiten flott voran: Mal beschwert sich Kardinal Madruscht, dass er wegen eines einzigen Satzes («Ja, eine Messe wars») dauernd von Luzern nach Zürich anreisen muss, mal kommt ein Choreograph vorbei und studiert eine Massenszene mit Statisten ein, mal ist sich der Patriarch von Assyrien nicht sicher, ob es «wider den Stachel löcken» oder «wider den Stachel löken» heisst, mal wird eine Bühnendrehung geprobt, mal ein eindeutiges Scherzchen mit einem Chorknaben gemacht.

Was trägt der Papst unter der Soutane? Diese Frage wird bei einer Kostümanprobe für Seine Heiligkeit Pius IV. endlich restlos geklärt.

## 2. Akt, 3. Szene

(*oscurissimo*)

Die erste TE (technische Einrichtung) ist ein grosser Moment: Die über hundert frisch fertiggestellten und aus den hauseigenen Werkstätten angelieferten Kulissentteile werden auf der Opernhausbühne zum ersten Mal zusammengebaut.

Die riesige Hinterbühne ist ein einziges Reich der Finsternis. Heerscharen von Bühnentechnikern – allesamt vorschriftsgemäss schwarz gekleidet – hämmern, bohren, fugen schwere Teile von Palestrinas Bad herum und rufen dazu permanent «Achtung, Füsse, Füsse!».

Die Bühnenarbeiter haben gewaltige Muskeln und einen Hang zu Furcht einflössenden Tätowierungen. Sie sehen nie das Licht der Sonne, nur am Weihnachtsabend dürfen sie kurz ins Freie. Sie essen, was sie mit blossen Händen fangen können.

## 3. Akt, 1. Szene

(*senza colpo di piatti*)

OAI (= Orchester Alleine 1) steht für den 17. November im Produktionsplan, will heissen: Die erste Probe mit dem 80-köpfigen Orchester steht an, ohne Sänger. Im gewaltigen Probe-



Eine Oper nimmt Form an: Kulissen schieben vor der Hauptprobe.

Bilder: Doris Fanconi

raum beim Kreuzplatz sitzen respektive stehen von den zwei Harfenistinnen über die fünf Kontrabassisten bis zum Triangelspieler alle Musiker bereit.

Gewisse Theorien gehen immer noch in die Richtung, dass man als Dirigent ein «diktatorischer Kotzbrocken» sein müsse, um die «Beamten» vor sich zu motivieren/animieren. Tatsächlich ist es genau wie in der Schule, wie sich im Verlauf der Probe zeigen wird: Je weiter weg vom Lehrer/Dirigenten einer sitzt, desto mehr Schabernack zu treiben ist er versucht. Besonders in der Schlagwerk-Abteilung, die traditionell nicht wahnsinnig viel zu tun hat, werden vor allem SMS produziert.

Nun: Metzmacher wählt einen herzlich-kollegialen Weg, bringt Lebendigkeit und Witz in die Bude. Gleichzeitig macht er klar, dass «Palestrina» für ihn eine Herzensangelegenheit ist – auf seine Initiative gehe die Neuinszenierung denn auch zurück. Musikalisch habe sich Pfitzner nie kompromittiert (und auf eine Dis-

kussion über seine üblen politischen Ansichten soll hier verzichtet werden).

Als Erstes geprobt wird das überwältigende Vorspiel zum zweiten Akt. Aufgeregte Staccato-Achtel zucken in tiefer Lage herum, suchen bald springend, bald gequält ihren Weg; in unregelmässigen Abständen blitzen dabei Trompetenstösse auf, bis die Trompeten mit den Posaunen gegen die Hörner losdonnern. Bald hellt sich alles auf, doch bald kehrt auch die Aggression zurück, die alles mit einer viel grösser angelegten Steigerung in vielzünftig dissonanter Mehrstimmigkeit zu einem noch grösseren Ausbruch des vollen Orchesters führt.

Metzmacher greift immer wieder einzelne Instrumente – Posaunen, Trompeten, Waldhörner – heraus und lässt sie Passagen separat spielen. «Beim Tempo sind Sie ein bisschen hinterher», ermahnt er die Hornisten. Die Oboen dürfen ruhig ein bisschen mehr artikulieren. Ein Motiv will er nicht zu weich, sondern streng haben. Eine Stelle klebt so ein bisschen.

Bei einer anderen gilt es besonders darauf aufzupassen, dass die Sologeigen nicht ertränkt werden.

«Herr Metzmacher, gibt es einen Beckenschlag in Takt 67?», erkundigt sich ein Musiker aus der Schlagwerkabteilung, nachdem er seine Becken an der unpassendsten aller Stellen (nämlich einem *pianissimo*) zusammengeschescht hat, dass es Gott erbarm. Antwort: Nein, gibt es nicht.

### 3. Akt, 2. Szene (*insalatissimo con gelato alla fragola*)

Nach fünf weiteren OA folgt die OSP – die Orchestersitzprobe. Darin trifft das Orchester zum ersten Mal auf die Sänger. In den vier BO (Bühnenorchesterproben) kommt endlich alles zusammen: Solisten, Chöre, Komparserie und Originalbühnenbild auf der Opernhausbühne sowie das Orchester im Graben.

Der Dirigent fungiert nun, wie Metzmacher es ausdrückt, «als Dreh- und Angelpunkt, als Turm in der Schlacht». Er ist der Einzige, der alle sehen kann – und auch der Einzige, der von allen gesehen wird. Tatsächlich ist das Zusammenhalten der verschiedenen Ebenen eine diffizile Angelegenheit: «Wir haben keinen Kontakt – du bist nicht mit mir zusammen», ruft Metzmacher über die Köpfe der Musiker hinweg einem Solisten zu. Streckenweise haben die Sänger keine Chance gegen das Orchester. Ein in Palestrinas Wandschrank platzierter Scheinwerfer (ein sogenannter dicker Fluter) blendet einen polnischen Bass bei einem komplexen Silhouetteneffekt. Die Requisite muss aufpassen, dass sie Palestrinas Gummibaum nicht mit der Palme von Othello verwechselt. Zwischen zwei kardinalen Massenschlägereien verschwindet ein kompletter Herrenchor. Für ein paar Tönchen werden extra fünf XXL-Monsterglocken herangekarrt.

In den Pausen werden die Gespräche zwischen Regisseur und Dirigent eindringlicher, die Blicke finsterer, das Händeringen theatralischer. Auf der Bühne fällt zum ersten Mal das Wort «Scheisse» (aus dem Munde des Bischofs von Budoja). Hurra, Leidenschaft! Jetzt kann man guten Gewissens sagen: Das ist Oper!

In der Kantine gönnt sich der Kardinal von Lothringen eine Strawberry Cheesecake Ice Cream von Ben & Jerry's (eine exzellente Wahl!). Kardinallegat Novagerio hingegen nimmt sich nur ein Salätchen – figurtechnisch sicher nicht ganz verkehrt. Prominente Künstlerkollegen lästern über den Selbstmord-Schluss und die «DDR-Mief»-Inszenierung (was absurd ist, denn gerade der zweite Akt platzt fast vor Lebendigkeit). Der pensionierte Opernhausbibliothekar – ein guter Geist aus der Vergangenheit – haut jede und jeden wegen Taxikarten an. Auch das: Oper!

Auf der Toilette wird man via Inspizienten-Lautsprecher von Durchsagen wie «Ich bitte Frau Kern zur Bühne» oder «Tamtams zur Bühne bitte» unterhalten. Oper! (Und, Stand 1. Dezember: Palestrina wird im ersten Akt in Unterhosen zu sehen sein. Wie könnte es anders sein. Oper halt.)



Das Konzil der Kardinäle versammelt sich auf der Bühne des Opernhauses.

### 3. Akt, 3. Szene (*nirvana con rumore*)

In der letzten Probewoche geht es Schlag auf Schlag. Vor der KHP (Klavierhauptprobe) verkündet Regisseur Herzog fiebrig, dass ihm letzte Nacht ein neues Ende eingefallen sei: Palestrina soll sich nun nicht mehr erschiessen, sondern mit seiner toten Gemahlin Hand in Hand langsam ins Nirwana schreiten. Metzmacher hält resolut dagegen: «In den letzten Takten steht die Musik im Zentrum, nicht die Frau. Ich verstehe das nicht!» Der neue Schluss wird geprobt. Das Licht des Jenseits erstrahlt in waschechter Stephen-King-Manier, aber leider rumpelt die Schiebewand zum Nirwana entsetzlich. Die innigen Schlussakkorde kommen unter die Räder. «Das wäre zum Heulen schön, wenn nur dieser Lärm nicht wäre», seufzt Herzog. Erstmals treten die Sänger in Originalkostümen und Maske auf. Palestrina sieht auf einen Schlag dreissig Jahre älter aus, Borromeo so richtig dämonisch. «Sitzt meine Fliege extra schief?», will Palestrina zutiefst verunsichert wissen.

HPO (Orchesterhauptprobe): Unterhose ja (Herzog: «Die Unterhose übt einfach den nötigen Druck auf Palestrina aus»), Nirwana nein (Herzog: «Es war einfach zu dick aufgetragen und nicht konsequent»). Palestrina jagt sich also wieder brav eine Kugel in den Kopf. Der Schuss kommt ab Band. Metzmacher lässt die Musiker den Knall in die Partitur eintragen, damit nie-

mand erschrickt. Palestrina will eine schwere Metallknarre haben und nicht so ein billiges Plastikding.

GP (Generalprobe). Ausser wenigen Pannen läuft alles wie am Schnürchen (ein Sessel fällt nicht wie geplant um, eine Trennwand schliesst sich nicht, und ausgerechnet in der Unterhosen-szene kommt es fast zum Super-GAU – offenbar gibt es keine Sicherheitsunterhose unter der Unterhose. Ein weiteres Opernrätsel ist gelöst). Dafür hat Palestrina seine Metallpistole bekommen. Natürlich packt das anwesende GP-Publikum an den ergreifendsten Szenen möglichst laut Hustenbonbons aus. Oper sollte generell ohne Publikum stattfinden. 0,0 Prozent Auslastung wäre ideal.

Applaus.

Metzmacher radelt in den Sonnenuntergang.

Der Vorhang fällt.

Schade, dass das Spektakel vorbei ist.



Das Künstlergenie im Orchestergraben.

# Der Zürcher Journalistenpreis 2012

Kategorie Zeitschrift

wird

Daniel Ammann

für seine Artikelreihe im

Fall Holenweger

erschienen in Facts und der Weltwoche  
November 2004 bis April 2011

verliehen.

Zürich, 23. Mai 2012

Die Jury:

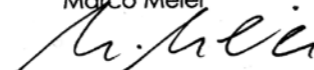
Fredy Gsteiger



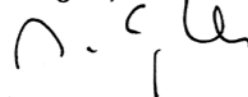
Susan Boos



Marco Meier



Margrit Sprecher



Alain Zucker



## Preisträger



### Daniel Ammann

Ende der 1980er Jahre, ich studierte Politologie, Geschichte und Bundesstaatsrecht, arbeitete ich regelmässig für den «Spick», das grandiose Jugendmagazin. Ich schrieb etwa über afrikanische Käfer, die auf Kugeln aus Rinder-Dung tanzen. Oder über Abu Ali al-Hasan ibn al-Haitham, der ums Jahr 1000 in Kairo die Lupe erfand und damit zum Wegbereiter der Brille wurde. «Spick»-Chefredaktor Otmar Bucher machte mich mit den Ideen von Bertrand Russell und Paul Watzlawick bekannt. Russell wusste, frei zitiert: Auch wenn alle einer Meinung sind, können alle falsch liegen. Watzlawick forschte über den Gruppendruck, der es den (von Natur aus) harmoniebedürftigen Menschen schwer macht, abweichende Meinungen zu vertreten. Ihre Werke führten zu vier Schlussfolgerungen, die mich bis heute prägen. 1. Man muss sich immer eine eigene Meinung bilden. 2. Man muss auch (vermeintliche) Gewissheiten hinterfragen. 3. Man darf keine Angst haben anzuecken. 4. Selbst als Journalist kann man sich irren. Nach dem Lizentiat ging ich definitiv in den Journalismus und hatte weiterhin das Glück, meist Chefs zu haben, die mich förderten und mir viel Freiheit liessen. Die wichtigsten Stationen waren «Radio 24» mit Roger Schawinski und Markus Gilli (1991-1993), die «SonntagsZeitung» mit Kurt W. Zimmermann und Urs Weber (1993-1996), das Nachrichtenmagazin «Facts» (1997-2001) und vor allem die «Weltwoche», wo ich auch das Ressort Wirtschaft leitete. 2007 machte ich mich als Autor selbständig und schrieb unter anderem die Biografie «King of Oil» über den Rohstoffhändler Marc Rich.

## Laudatio

Laudatio für die Artikelreihe im «Fall Holenweger» von Daniel Ammann erschienen im Facts und in der Weltwoche, November 2004 bis April 2011

Wenn Daniel Ammann auf eine brisante Story stösst, behält er sie erst mal für sich. Man merkt es ihm trotzdem an, denn an solchen Tagen kommt er ins Büro, zieht sich hinter seinen Computer zurück und sagt praktisch nichts. Bei genauerem Hinsehen kann man vielleicht ein vorfreudiges Lächeln auf seinem Gesicht ausmachen. Aber mit der Geschichte rückt er erst heraus, wenn sie schon zur Hälfte steht. So habe ich Ammann jedenfalls erlebt, als ich eine Weile mit ihm zusammenarbeitete. Er begann den Fall Oskar Holenweger zu recherchieren, als 2004 publik wurde, dass der Bankier von der Bundesanwaltschaft verhaftet worden war. Die Vorwürfe waren so spektakulär wie schwerwiegend: Holenweger habe mit seiner Tempus Bank Geld von Drogenkartellen gewaschen. Ammann verbiss sich von Anfang an in die Affäre – oft war er den andern einen Schritt voraus. Seine grösste Enthüllung war, das Engagement von José Manuel Ramos aufzudecken, eines verurteilten kolumbianischen Drogenhändlers, den die Bundesanwaltschaft heimlich als bezahlten Spitzel rekrutiert hatte. Ramos brachte diese auf die Spur von Holenweger und agierte nicht nur als passiver Informant, sondern als eigentlicher Agent provocateur. Ramos' Glaubwürdigkeit war, gelinde gesagt, beschränkt. Dennoch gründete die Bundesanwaltschaft ihren Fall gegen Holenweger anfänglich auf seinen Behauptungen. Daniel Ammann publizierte, erst im «Facts», dann in der «Weltwoche», immer neue Details über das zweifelhafte Vorgehen der Bundesanwaltschaft. Ich kann hier nicht die ganze Affäre aufrollen, die eine Weile lang die ganze Schweiz beschäftigte. Sie liess zwei Bundesanwälte über den Fall stolpern, sie spielte eine gewichtige Rolle bei der Abwahl von Bundesrat Blocher,

und sie beeinflusste die Parlamentswahlen 2007. Schon bald ging es nicht mehr um den Bankier selber, sondern um die Bundesanwaltschaft, die Geschäftsprüfungskommission und schliesslich Christoph Blocher respektive die SVP, die sich auf Holenwegers Seite geschlagen hatten. Für einen Journalisten ist eine solche Politisierung der Recherchen schwierig. Sie erschwert zum einen die nüchterne Beurteilung seiner Arbeit. Zum andern läuft er Gefahr, in eine politische Ecke gestellt zu werden. So wurden Ammanns Enthüllungen schon bald von SVP-nahen Kreisen für die eigene Sache instrumentalisiert, während die CVP und die Linke sie als politisch motiviert abtaten. 2011 veröffentlichte Daniel Ammann zum letzten Mal Neues im Fall Holenweger, eine Woche vor Prozessbeginn. Von den Vorwürfen in Sachen Drogenmafia war in der Anklage nichts mehr übrig geblieben. Holenweger wurde nur noch der Äufnung von schwarzen Kassen und der Geldwäscherei in Bezug auf Korruptionsgelder des französischen Energie- und Transportkonzerns Alstom angeklagt. Am 22. April sprach das Bundesstrafgericht Oskar Holenweger vollumfänglich frei. Wenig später wählte das Parlament den amtierenden Bundesanwalt Erwin Beyeler ab, weil es ihn für den Justizskandal mitverantwortlich machte. Daniel Ammann erhält den Zürcher Journalistenpreis für seine hartnäckigen Recherchen im Fall Holenweger – sieben Jahre lang blieb er dran. Wir würdigen einen Journalisten, der unbeirrbar, unabhängig und gekonnt grobe Missstände bei der Bundesanwaltschaft aufdeckte. Ohne ihn wären sie womöglich nie ans Licht gekommen.

Alain Zucker

# Lebenswerk ruiniert

Facts 25.11.2004

Die Bundesanwaltschaft verhaftete den Schweizer Privatbankier Oskar Holenweger wegen «bandenmässiger Geldwäscherei» für kolumbianische Drogenkartelle. Geheime Untersuchungsakten zeigen nun, dass die Vorwürfe unhaltbar sind. Die einzige verdächtige Einzahlung machte ein V-Mann der Bundeskriminalpolizei.

Von Daniel Ammann

Am 19. Juli 2003 schreibt Hanspeter Ryff, Kommissariatsleiter bei der Bundeskriminalpolizei, einen Antrag, der eine der beachtlichsten Karrieren des Landes jäh beenden und den Ruf eines bis dato unbescholtenen Bankiers ruinieren sollte.

«Der Bundeskriminalpolizei liegen Informationen vor», tippt Ryff an diesem Samstag in seinen Computer, «dass sich HOLENWEGER OSKAR, Besitzer und Geschäftsführer der Tempus Privatbank, in Kreisen der internationalen organisierten Kriminalität als Geldwäscher anbietet. Es soll ihm möglich sein, grössere Geldsummen zu waschen.» Der Beamte, für die Ermittlungen im Bereich der Wirtschaftskriminalität zuständig, möchte gegen Holenweger ein so genanntes gerichtspolizeiliches Ermittlungsverfahren eröffnen und, wie er auf Amtsdeutsch formuliert, dessen «Fernmeldeverkehr» überwachen lassen.

Ryff, Kürzel Rhy, hegt einen ungeheuren Verdacht, den er in seinem Antrag nur summarisch äussert: «Ferner soll HOLENWEGER OSKAR bereits für die kolumbianischen Drogenkartelle gearbeitet und Kontakte zum kolumbianischen Drogenbaron ESCOBAR PABLO gehabt haben. Aktuell soll er noch über Beziehungen zu Personen aus Cali (Kolumbien) verfügen.»

Zur Erinnerung: Pablo Escobar war der Chef des berichtigten Medellín-Kartells, das zu seiner besten Zeit jedes Jahr mit Kokain im Wert von mehreren Milliarden Dollar handelte. Das Cali-Kartell übernahm das Kokaingeschäft, nachdem Escobar im Dezember 1993 von kolumbianischen Sicherheitskräften erschossen worden war.

Geldwäsche für diese Drogenkartelle im grossen Stil? Schlimmeres kann man einem Schweizer Privatbankier, der von seinem Ruf und seiner Diskretion lebt, nicht vorwerfen.

«Bandenmässige Geldwäscherei», begründet Ryff seinen Antrag und zitiert das Schweizerische Strafgesetzbuch: «Art. 305bis, Ziff. 2, lit. b StGB». Wird mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren oder Gefängnis bestraft.

Fünf Tage später, am 24. Juli 2003, segnet Thomas Wyser, Staatsanwalt bei der Bundesanwaltschaft, den gravierenden Vorwurf ab und leitet das gerichtspolizeiliche Ermittlungsverfahren gegen den Zürcher Bankier Oskar Holenweger ein. Gleichzeitig bittet Wyser die Anklagekammer des Bundesgerichts, «die von mir verfügbaren Überwachungsmaßnahmen» zu genehmigen. Das Bundesgericht, von den Anschuldigungen alarmiert, stimmt der Telefonkontrolle zu.

Monatelang lauschen die Bundespolizisten bei jedem Telefon Holenwegers mit. Dann schlagen sie zu. Am 11. Dezember 2003 um halb

## Monatelang lauschen die Bundespolizisten bei jedem Telefon Holenwegers mit.

sieben Uhr in der Früh liegt Oskar Holenweger noch müde im Bett. Am Abend zuvor hatte er mit seinen Angestellten der Tempus Bank in der «Osteria Mamma Leone» im Zürcher Kreis 4 beim traditionellen Weihnachtsessen gefeiert. An diesem Donnerstagmorgen, exakt zwei Wochen vor Weihnachten, wird Bankbesitzer Oskar Holenweger, den seine Freunde Holen nennen, von einer Einsatztruppe der Bundespolizei und Vertretern der Bundesanwaltschaft verhaftet. Sein Haus in Männedorf ZH wird ebenso durchsucht wie seine Ferienvilla Chesa Muntanella in Champfèr im Engadin.

«Wegen des Verdachts auf bandenmässige Geldwäscherei gemäss Art. 305bis Ziff. 2, lit. b StGB», heisst es auf dem Haftbefehl. Stets führt die Bundesanwaltschaft von Valentin Roschacher an, der Hauptaktionär und Geschäftsführer der Tempus Privatbank soll «für Drogenkartelle tätig» gewesen sein.

### 114 Kundenbeziehungen geprüft

Wer derart scharf schießt wie die Bundesanwaltschaft und die Bundeskriminalpolizei, muss über wasserdichte Beweise verfügen. Was diese Beweise tatsächlich taugen, weiss derzeit niemand besser als die KPMG. Die Revisionsgesellschaft hat im Auftrag der Eidgenössischen

Bankenkommission (EBK) die Tempus Bank durchleuchtet. Ihr Auftrag war es, so steht es in einer superprovisorischen Verfügung der EBK vom 10. Dezember, die «Transaktionen, die in Zusammenhang mit den Ermittlungen der Bundesanwaltschaft gegen Oskar Holenweger stehen», abzuklären.

Ein hochkarätiges Team von zwölf Wirtschaftsprüfern und Juristen befragte die Verwaltungsräte, die Mitglieder der Geschäftsleitung und etliche Mitarbeiter. Die Experten der KPMG untersuchten alle «wesentlichen Kundenbeziehungen» mit Blick auf die Einhaltung oder die Verletzung des Geldwäschereigesetzes und der Sorgfaltspflichten der Bankiervereinigung, die für alle Finanzinstitute verbindlich sind. Sie revidierten die Bücher der Bank, sichteteten zahllose Dokumente und besprachen sich immer wieder mit der Bundeskriminalpolizei.

Vor allem aber: Sie prüften à fonds 114 Kundenbeziehungen, Namen- wie Nummernkonti, Individuen wie Stiftungen: Alle Kunden natürlich, die von Holenweger persönlich betreut wurden, dazu die dreissig Kunden mit den grössten Vermögen sowie zwanzig zufällige Stichproben. Und sie nahmen alle Transaktionen unter die Lupe, exakt 146, die mehr als 25 000 Franken betrafen und zwischen April und Dezember 2003 stattfanden.

Kurz: Wenn über die Bank dubiose Geschäfte abgewickelt worden sind, «bandenmässige Geldwäscherei» für Drogenkartelle durch Oskar Holenweger zum Beispiel, konnte das den gestrengen Augen der KPMG-Experten nicht verborgen bleiben. In drei umfangreichen Berichten zuhänden der Eidgenössischen Bankenkommission, datiert vom 23. Dezember 2003, vom 23. Januar 2004 und vom 11. Februar 2004, fassten sie ihre Ermittlungsergebnisse zusammen.

Wer die Berichte liest, kann nur einen Schluss ziehen: Sie sind für die Bundesanwaltschaft und die Bundeskriminalpolizei, um es deutlich auszudrücken, ein Debakel. Es findet sich auf mehreren hundert Seiten kein Konto und keine Transaktion, die etwas mit Kolumbien zu tun hätte. Der schwer wiegende

Anfangsverdacht wird nirgends bestätigt. Die Worte «Drogenkartell», «Drogenbaron», «Pablo Escobar», «Cali» oder einen auch nur leisen Hinweis auf Drogengeschäfte sucht man vergeblich. Mehr noch: Die Prüfer der KPMG hatten alle Mühe, überhaupt etwas zu finden, das entfernt mit Geldwäscherei in Verbindung gebracht werden kann.

Das entscheidende Resultat ihrer monatelangen Arbeit findet sich auf Seite 23 des zweiten Berichts im Kapitel «5.6.5 Schlussfolgerung»: «Das Ergebnis unserer Prüfung zeigt, dass ausser bei der Kundenbeziehung D., für welche in der Zwischenzeit eine Meldung an die Meldestelle für Geldwäscherei gemacht wurde, keine der geprüften Transaktionen Zeichen von Geldwäscherei aufweist.» Dieser Satz ist der KPMG so wichtig, dass sie ihn gleich drei Mal in ihre Berichte schreibt.

Nun gut, liesse sich einwenden, immerhin stiess man bei Holenwegers Tempus Bank wenigstens auf einen möglichen Fall von Geldwäscherei. Doch selbst dieser eine Fall muss angezweifelt werden. Denn D. ist in Wirklichkeit ein V-Mann der Bundeskriminalpolizei. Das haben zwei verlässliche Quellen unabhängig voneinander gegenüber FACTS bestätigt. Holenweger wurde also, so scheint es, eine Falle gestellt.

Offiziell will und darf das natürlich niemand bestätigen. Bundesanwaltschaft und Bundeskriminalpolizei hüllen sich unter Verweis auf das laufende Verfahren in Schweigen. Die KPMG will keinen Kommentar zur Untersuchung abgeben, ebenso wenig die Bankenkommission. Herr D. selbst beantwortet die Frage, ob er die Euro-Noten im Auftrag der Schweizer Behörden auf die Tempus Bank brachte, er also ein V-Mann sei, ausweichend. Jetzt müsste er eigentlich das Gespräch abbrechen, meint er am Telefon hörbar überrascht, um sich dann über die «diskriminierende» Frage zu beklagen. Erst als er sich wieder gefasst hat, streitet er, wenig überzeugend, eine Tätigkeit für die Strafverfolgungsbehörden des Bundes ab.

Es fällt auf, dass V-Mann D. kurz nach Eröffnung des Ermittlungsverfahrens gegen Holenweger, am 28. August 2003, als neuer Kunde zur Tempus Bank nach Zürich kam. Laut dem «Kundenprofil», das die Bank an diesem Tag anlegt, stellt er sich als Finanzdienstleister und «Immobilien-Projekt-Initiator» vor und weist sich mit einer offiziellen Identitätskarte aus. Er spricht von «mehreren Millionen



Oskar Holenweger: Bestreitet in allen Einvernahmen den Vorwurf der Geldwäscherei energisch.

Anita Affentranger / RDB

Euro pro Jahr», die er auf die Bank bringen werde. Einkünfte aus Liegenschaftsverkäufen, sagt er. «Unversteuert», notiert der Tempus-Bankberater für den neuen Kunden mit der Stamm-Nummer 650'061. Am 8. September 2003 bringt D. 191'800 Euro vorbei und am 3. November weitere 637'750 Euro – bar in Zehner-, Zwanziger-, Fünfziger- und Hunderternoten.

Weil die Noten teilweise zusammenkleben, steigt die Geldzählmaschine aus, und Holenwegers Sekretärin muss sie von Hand zählen. Die Bank, im Umgang mit deutschen Steuerflüchtlern geübt, findet das nicht weiter fragwürdig und überweist das Geld im Dezember auf ein Konto in Singapur. Das sei zwar «schon verdächtig», aber «schwierig zu beurteilen, ob die involvierten Gelder aus inkriminierter



Herkunft stammen», wird das Bundesamt für Polizei notieren, als es im Januar – also nach der Verhaftung Holenwegers – eine Geldwäscherei-Meldung der Bank erhält.

### Steuerflüchtlingen zu Diensten

Oskar Holenweger bestreitet in allen Einvernahmen, bei der Bundesanwaltschaft wie beim Eidgenössischen Untersuchungsrichter, wo die Causa derzeit liegt, den Vorwurf der Geld-

Oder sie sind aus Frankreich, wie der bedeutende Industriekonzern, der offenbar «Kommissionen» für Auftragserteilungen über die Tempus Bank nach Asien schleust. «Die Art und Weise der Transaktionen sowie deren atypische Dokumentationen», schreibt die KPMG, «lassen auf Fälle von Korruption schliessen.»

Derlei Praktiken könnten die Landesregeln über die Sorgfaltspflichten der Banken verletzen. So vermutet die KPMG in zwei Fällen

## Das Resultat lässt auf das schliessen, was Juristen «fishing expedition» nennen: Wirft man das Netz nur weit genug aus, bleibt schon ein Fisch drin hängen.

wäscherei energisch. Und auch sein Anwalt sagt, er sehe «nach wie vor keine strafrechtlich relevanten Sachverhalte».

Die Ermittlungen der KPMG zeigen aber, dass Holenweger wenig Hemmungen hatte, Steuerflüchtlingen aus halb Europa zu Diensten zu sein – wie viele andere Schweizer Bankiers auch. Das mag dem allgemeinen Rechtsempfinden widersprechen, ein Delikt aber ist es nicht. Tschechen und Slowaken finden sich etwa unter seinen Kunden, auch der Hauptaktionär eines Industriekonzerns. Sie alle haben anonyme Stiftungen in Liechtenstein und diskrete Konten bei der Tempus Bank.

Auch zahlreiche Deutsche gehören zur Klientel. Die einen kommen aus München und realisieren, so vermuten die Revisoren, Kursgewinne aus Bundesanleihen, die in Deutschland mit über 70 Prozent besteuert werden – via Zürich sind sie «steuerfrei». Die andern sind zum Beispiel aus Aachen und versuchen über eine Kreditbestätigung der Bank nicht versteuerte Vermögen als Anleihen zu legitimieren und die Steuerbehörden so zu täuschen.

«aktive Beihilfe zur Steuerhinterziehung», was die Bankiervereinigung mit einer Konventionstraftafe büssen kann. Und die Vermutung, Holenweger habe Korruptionsgelder weitergeleitet, wiegt schwer. Das wäre seit 1. Mai 2000 strafbar, falls a) ausländische Amtsträger bestochen wurden und b) er wissen musste, dass es sich um Bestechungsgelder handelte.

Selbst wenn diese Verdachtsmomente bewiesen werden könnten, was zumindest im vermuteten Korruptionsfall wenig wahrscheinlich erscheint, haben sie nichts mit «bandenmässiger Geldwäscherei», «kolumbianischen Drogenkartellen», «internationaler organisierter Kriminalität» zu tun. Und vor allem hätten sie weder sieben Wochen Untersuchungshaft noch die monatelange Abhöraktion legitimiert.

### Böser Verdacht drängt sich auf

Übrigens: Auch zum eigentlichen Anlass für die Verhaftung Holenwegers fanden die KPMG-Ermittler offensichtlich nichts Belastendes. Der Banker hatte am 9. Dezember einen UBS-Mitarbeiter am (abgehörten) Telefon gefragt, ob er zwei Millionen Euro in Noten einzahlen könne. Auf die Herkunft des Geldes angesprochen sagte er salopp, er müsse schauen, was für Dokumente er da «herzaubern» könne. In den Einvernahmen rechtfertigte er sich, es sei um Geld aus dem Verkauf seines Ferienhauses an einen Ausländer gegangen, der bar bezahlen wollte. Das Haus jedenfalls hat er mittlerweile wirklich verkauft.

So drängt sich der böse Verdacht auf, dass die Bundesanwaltschaft in Bern Holenweger ursprünglich auf Grund von diffusen Tipps, wohl aus amerikanischen Geheimdienstkreisen, ins Visier nahm. Mit den Schlüsselworten «Escobar» und «Drogenkartelle» drückte sie beim Bundesgericht die Telefonkontrolle durch. Um sicherzugehen, setzte sie den V-Mann auf den Bankier an. Das Resultat lässt auf das schliessen, was Juristen «fishing expedition» nennen: Wirft man das Netz nur weit genug aus, bleibt schon ein Fisch drin hängen.

Von diesem Schlag wird sich Oskar Holenweger, 60, nicht mehr erholen. Selbst wenn das Verfahren gegen ihn eingestellt werden sollte, ist sein Lebenswerk zerstört. Anfang Februar verkaufte er, auch wegen persönlicher finanzieller Schwierigkeiten, seine Tempus an die Hamburger Privatbank M. M. Warburg. Damit geht unfreiwillig eine beachtliche Karriere zu Ende, die mit einer kaufmännischen Lehre begann. Mit Ehrgeiz und Talent brachte er es bis zum Oberst im Generalstab, in die Direktion der Stiftung der Sandoz-Familie und als erstes Nicht-Familienmitglied zum operativen Chef der Bank Vontobel, bevor er 1998 schliesslich die eigene Tempus Bank gründete.

«Die grossen Drogengelder werden nicht in der Schweiz gewaschen», sagte Holenweger einst in einem Interview mit der Wirtschaftszeitung «Cash». Alles deutet darauf hin, dass er das auch nicht tat. Bundesanwalt Valentin Roschacher hat in dieser Causa einiges zu erklären.

*Die Weltwoche 1. Juni 2006*

*Valentin Roschacher heuerte einen Drogenpaten an, um den Finanzplatz Schweiz zu säubern. Das war delikat. Er stellte ihm eine geheime Sondereinheit zur Seite. Das war delikat und teuer. Der Denunziant entpuppte sich als Hochstapler. Das ist ein Fiasko. Was nun, Herr Bundesanwalt?*

*Von Daniel Ammann*

Es ist ein aussergewöhnlicher Gast, der an diesem Dezembermorgen im Jahr 2002 mit einer Linienmaschine aus New York auf dem Flughafen Kloten landet. Einer, der unter normalen Umständen nie in die Schweiz gelassen würde: ein mehrfach verurteilter Drogenhändler, den amerikanische Justizbeamte als einstige «rechte Hand von Pablo Escobar» beschreiben, als führende Figur im Kokainkartell von Medellín. José Manuel Ramos heisst der korpulente Mann um die fünfzig, der viele Namen trägt: «El Brujo» nannte man ihn in Kolumbien ehrfürchtig, «den Hexer», weil er es in den achtziger Jahren so geschickt verstanden hatte, tonnenweise Kokain in die USA schmuggeln zu lassen und für sein Kartell Abermillionen an Drogengeldern zu waschen. Als «Alex» lernen ihn die Beamten der Schweizerischen Bundesanwaltschaft kennen, die ihn auf dem Flughafen erwarten. Freundlich und gelassen stellt er sich ihnen vor. Die Bundesfahnder kommen an diesem trüben Morgen nicht nach Kloten, um einen Verbrecher zu verhaften, sondern um ihn zu begrüssen und nach Bern zu fahren. José Manuel Ramos, der 1990 in Texas wegen bandenmässigen Drogenhandels und Geldwäscherei mit zweimal lebenslänglich Zuchthaus bestraft wurde, reist unter grösster Geheimhaltung in die Schweiz ein: als Gast von Bundesanwalt Valentin Roschacher, der viel mit ihm vorhat. Die Dokumente, die darüber berichten, werden im Giftschrank der Bundesanwaltschaft unter Verschluss gehalten und sind mit «vertraulich» und «nicht für die Akten bestimmt» gestempelt.

Ein halbes Jahr zuvor, im Frühsommer 2002, hatte Bundesanwalt Roschacher, der oberste Kämpfer gegen das organisierte Verbrechen in der Schweiz, alle Hebel in Bewegung gesetzt, um diesen Drogenkriminellen ins Land zu holen. Mit Ramos als Kronzeugen wollte Roschacher den Finanzplatz gehörig aufmi-

schicken. Der Kolumbianer, schwärmte der Bundesanwalt amtsintern, sei eine «einmalige Chance», um zu beweisen, dass Schweizer Banken nach wie vor in grossem Stil Geld waschen würden. Ramos, so hielt Roschacher schriftlich fest, verfüge über «exakte Informationen und Beweise zu Drogenkonten in der Schweiz». Mehr noch: Mit seiner Hilfe werde man «Drogengelder in grosser Menge aus dem Verkehr ziehen» und an Geldwäscher herankommen können, «die heute noch im Geschäft sind».

Pablo Escobars rechte Hand als Denunziant in Schweizer Diensten? Ausgerechnet ein Drogenbaron und Geldwäscher als Kolporteur der Bundesanwaltschaft, um den hiesigen Finanzplatz zu säubern? Dass Roschacher auf diesen verhängnisvollen Plan kam, der fürchterlich schief gehen sollte, fusst auf seiner eigenen Geschichte: Der Bundesanwalt kannte «Alex» von früher, und er war ihm noch etwas schuldig: Vor gut zehn Jahren, damals war

## Dass Roschacher auf diesen verhängnisvollen Plan kam, fusst auf seiner eigenen Geschichte.

Roschacher stellvertretender Chef der kriminalpolizeilichen Zentralstellen im Bundesamt für Polizei, verschaffte ihm Ramos seinen grössten Erfolg. Erst dank dieser Leistung, die ihn international in die Schlagzeilen brachte, wurde Roschacher zum Papabile für das Amt des Bundesanwalts.

Und das kam so: Am 20. November 1997 durften Roschacher und die damalige Bundesanwältin Carla Del Ponte den Kolumbianer in US-Haft verhören. Was er den Schweizer Ermittlern erzählte, fand kurz darauf den Weg in die Medien und schlug ein wie eine Bombe: Ramos bezichtigte den Bruder des mexikanischen Präsidenten der Komplizenschaft mit Drogenkartellen. Raúl Salinas, behauptete er, habe während der Präsidentschaft seines Bruders (1988-1994) ein gewaltiges Vermögen mit Schutzgeldern aus dem Drogenhandel verdient. Als Gegenleistung habe Salinas dafür gesorgt,

dass die Flugzeuge der Kokainkartelle unbehelligt in Mexiko landen könnten, um die Drogen in die USA zu schmuggeln. Pro Flug, behauptete Ramos, der anonym als «Alex» aussagte, sei Salinas mit 300'000 Dollar geschmiert worden. Gestützt auf diese Anschuldigungen von Ramos und weiteren Informanten, sprachen Roschacher und Del Ponte von 500 Millionen Dollar, die Raúl Salinas für die Sicherung der Drogentransporte erhalten haben soll. Es sei «völlig klar», sagten sie, dass rund 100 Millionen Dollar auf Salinas-Konten, die sie in der Schweiz beschlagnahmt hatten, aus dem Drogengeschäft stammten und zur Geldwäscherei in die Schweiz verschoben worden seien. Die Beweislage gegen den mexikanischen Präsidentenbruder sei «erdrückend».

### Und jetzt: Karriere

Valentin Roschacher, ein früherer Zürcher Bezirksanwalt, der bis zum Salinas-Fall selbst einer interessierten Öffentlichkeit nahezu unbekannt geblieben war, wurde auf einen Schlag international berühmt. Die New York Times berichtete im Sommer 1998 in höchsten Tönen über den «young chief of Switzerland's drug police». Das Leitorgan der amerikanischen Ostküstenelite, das zu dieser Zeit wegen der Auseinandersetzungen um die nachrichtenlosen Gelder gegenüber der Schweiz geradezu feindselig eingestellt war, titelte auf der Frontseite: «Die Schweizer stechen die USA in mexikanischem Drogenkorruptionsfall aus». Das war, auf dem Höhepunkt der Verwerfungen mit den Amerikanern rund um die Weltkriegsdebatte, Labsal für den geschundenen Nationalstolz – und für Roschacher ein erstklassiger Karrierebeschleuniger. Ende 1999 ernannte ihn die damalige Justizministerin Ruth Metzler zum Nachfolger von Bundesanwältin Del Ponte. Entscheidend dafür, dass sie den jungen Polizisten bewährten Kräften vorzog, war laut Metzler dessen «Erfahrung mit komplexen Fällen von Geldwäscherei und Drogenhandel».

Daran änderte auch nichts mehr, dass die Beweislage gegen Raúl Salinas, wie sich später herausstellen sollte, keineswegs «erdrückend» war. Ganz im Gegenteil: Der mexikanische Präsidentenbruder ist trotz endlosen Strafverfahren bislang nicht verurteilt worden. Der Verdacht Roschachers, bei Salinas' Konten handle es sich um Geld aus dem Drogenhandel, «erwies sich als nicht stichhaltig», wie unlängst auch in der NZZ nachzulesen war. Der Fall Salinas verlief

im Sand, die Behauptungen von «Alex» hielten der Überprüfung nicht stand. Und wer die damaligen Akten studiert, dem fällt auf, dass ein amerikanischer Bundesstaatsanwalt schon früh davor warnte, Ramos' sensationellen Enthüllungen Glauben zu schenken. Bereits in einem anderen Drogenfall, sagte dieser US-Beamte aus, habe Ramos Unwahrheiten («untruthful information») verbreitet. Stutzig macht auch, dass José Manuel Ramos, der 1990 verhaftet worden war, schon jahrelang in der Zelle gesessen hatte, bis ihm die Geschichte mit Raúl Salinas in den Sinn kam. Er erinnerte sich plötzlich daran, als ihm die amerikanischen Behörden grosszügige Vergünstigungen anboten: Der Häftling mit der Nummer 54788-079 musste davon ausgehen, dass er das Hochsicherheitsgefängnis «USP Lompoc» in Kalifornien erst im Sarg verlassen würde: Im Anschluss an die Salinas-Aussagen indes wurde seine Strafe – zweimal lebenslänglich – auf zwölf Jahre reduziert. Dass er heute in Freiheit lebt, war bis zum Erscheinen dieses Artikels geheim.

Derartige Zweifel an der Glaubwürdigkeit seines Kronzeugen hätten Bundesanwalt Valentin Roschacher wenn nicht misstrauisch, so doch wenigstens vorsichtig stimmen können, als sich Ramos alias Alex im Frühling 2002 überraschend bei ihm meldet. Er komme vorzeitig frei und müsse die USA verlassen, lässt ihm Ramos mitteilen. Nach Kolumbien könne er nicht zurück, viel zu gefährlich, dort würde er wohl noch auf dem Flughafen umgebracht. Ob Roschacher eine Möglichkeit sehe, dass er in der Schweiz untertauchen könne, will der Schwerverbrecher wissen – und bietet einen Deal an: Als Gegenleistung sei er bereit, seine umfassenden Informationen über die Aktivitäten der Drogenkartelle und deren Geldwäscher bei Schweizer Banken preiszugeben.

#### Resultate liefern

Das Angebot kommt für Roschacher zur richtigen Zeit. Wenige Monate vorher, auf Anfang 2002, hatte die Bundesanwaltschaft endlich die Kompetenzen gekriegt, in Fällen von «internationaler Schwerestriminalität» (organisiertes Verbrechen, Geldwäscherei, Korruption, Wirtschaftskriminalität) eigene Strafverfahren zu führen (was bis dahin von den Kantonen gemacht wurde).

Das Parlament hatte beschlossen, dafür gut 300 neue Stellen zu schaffen, Zweigstellen in Zürich, Lausanne und Lugano einzurichten,

Dutzende von Staatsanwälten und Untersuchungsrichtern einzustellen. Die Gesamtkosten für den Ausbau werden bis heute auf mindestens 300 Millionen Franken geschätzt. Kein Wunder, stehen der Bundesanwalt und seine Leute seither unter einem immensen Druck, solche Fälle aufzuspüren und aufzuklären. Könnte er, dank den Tipps seines Informanten «Alex», zwei, drei grössere Geldwäschereidienste von Schweizer Bankiers für Drogenhändler auffliegen lassen: Niemand mehr würde die Bundesanwaltschaft kritisieren. Von Anfang an wäre bewiesen, wie nötig und wirksam die neuen Kompetenzen sind.

#### «Task Force Guest»

Beflügelt von solchen Aussichten, setzt Roschacher all seine Überzeugungskraft und Beziehungen ein, um dem kolumbianischen Gangster die Einreise in die Schweiz zu ermöglichen. Er lobt dessen «gutes Erinnerungsvermögen». Er beschwört die «innovative Methode», das organisierte Verbrechen zu bekämpfen. Er schreibt, Ramos besitze «Beweise zu Drogenkonten von kolumbianischen Drogenkartellen in der Schweiz». Und er bemüht sogar diplomatische Kanäle: Der Bundesanwalt wird beim amerikanischen Justizminister John Ashcroft

## Derartige Zweifel an der Glaubwürdigkeit seines Kronzeugen hätten Bundesanwalt Valentin Roschacher wenn nicht misstrauisch, so doch wenigstens vorsichtig stimmen können.

vorstellig, um seiner Mission zum Erfolg zu verhelfen und «Alex» die Ausreise in die Schweiz zu gestatten.

Als sich abzeichnet, dass der Mann mit den vielen Namen tatsächlich als Roschachers Gast heimlich in die Schweiz kommen kann, setzt der Bundesanwalt im August 2002 durch, dass bei der Bundeskriminalpolizei eine Sondereinheit gebildet wird, wie es sie noch nie gegeben hat. Ihr einziger Zweck: die Informationen des Drogenkriminellen abzuschöpfen und, darauf gestützt, Verfahren gegen die fehlbaren Banken und Geldwäscher einzuleiten. Diese Sondereinheit wird «Task Force Guest» getauft. Gleich vier Bundespolizisten werden abgeordnet, um

unter der Leitung eines Staatsanwalts der Bundesanwaltschaft unverzüglich und vollamtlich für sie zu arbeiten. Das macht deutlich, wie sicher sich Roschacher seiner Sache ist: José Manuel Ramos ist zu dieser Zeit unter seinem Decknamen Alex mit Abstand das wichtigste Projekt der Strafverfolgungsbehörden des Bundes.

Nicht allen Beamten ist wohl dabei. Einige irritiert, dass mit der «Task Force Guest» eine intransparente «Schattenstruktur» im Amt geschaffen wird – mit eigenen Finanzen, mit eigener Ausrüstung, mit eigenen Kompetenzen. Noch glauben sie aber, dass die «innovative Methode» des Bundesanwalts, den Schweizer Bankenplatz zu säubern, tatsächlich den erhofften Erfolg bringen und Drogenhändler und deren Geldwäscher auffliegen lassen könnte.

Das hätte ja, mit einem glaubwürdigen Zeugen, mit einem geläuterten Gangster, vielleicht sogar glücken können. Doch José Manuel Ramos, der 1953 in der berühmigten Kokain-Hochburg Cali geboren wurde, der sein halbes Leben für Drogenkartelle arbeitete, der zu seinen besten Zeiten jeden Monat zehn Tonnen Kokain in die USA schmuggeln liess, dieser José Manuel Ramos ist ein begnadeter Hochstapler. Er führt, so wird sich zeigen, die

## Derartige Zweifel an der Glaubwürdigkeit seines Kronzeugen hätten Bundesanwalt Valentin Roschacher wenn nicht misstrauisch, so doch wenigstens vorsichtig stimmen können.

Schweizer Sondereinheit nach Strich und Faden an der Nase herum. Dieser deprimierende Befund zeichnet sich schon bald nach seiner klandestinen Einreise in die Schweiz ab.

#### Gutes Geld für schlechte Tipps

Mit dem «guten Erinnerungsvermögen» des Drogenhändlers, das Roschacher so gelobt hatte, ist es nämlich nicht weit her. Die «exakten Informationen und Beweise», von denen der Bundesanwalt gesprochen hatte, kann Ramos alias Alex nicht liefern: kein einziges Konto, auf dem kriminelle Vermögen gelegen wären. Keine einzige Bank, die Geld gewaschen hätte. Keine einzige Transaktion, die

Drogenhändler entlarvt hätte. Allzu überraschend ist das kaum: José Manuel Ramos ist bekanntlich seit zwölf Jahren weg vom Fenster, sass während dieser langen Zeit in einem kalifornischen Hochsicherheitsgefängnis. Und vor allem: Als Kronzeuge im Salinas-Fall war er, obwohl er anonym ausgesagt hatte, kurz danach mit vollem Namen aufgefliegen. Jedes Drogenkartell, jeder denkbare Geldwäscher weiss also: «Alex» ist ein Verräter. Niemand wollte und will mit einer solchen Figur etwas zu tun haben.

Zu diesem Zeitpunkt hätte der Bundesanwalt die Operation noch abbrechen können, nach Ansicht von Beteiligten sogar abbrechen müssen; er hätte zwar einen – amtsinternen – Gesichtsverlust erlitten, aber noch keinen grösseren – politischen – Schaden angerichtet. Nur: Valentin Roschacher glaubt den Beteuerungen seines Informanten noch immer. Um konkrete Fälle nennen zu können, behauptet «Alex» jetzt, wo er in der Schweiz Unterschlupf gefunden hat, müsse er einzig seine Kontakte auffrischen.

Darauf sei dessen Mandat noch ausgeweitet worden, sagen Beteiligte: Ramos, den man als «hervorragenden Schauspieler» beschreibt, soll nicht mehr nur Informationen liefern, über die er bereits verfügt. Er wird vielmehr beauftragt, sich nach möglichen Geldwäschereifällen umzuhören. Wohlgemerkt: ohne konkreten Verdacht. Und bezahlt mit Steuergeldern. Denn «Alex», das machte Bundesanwalt Roschacher schriftlich klar, arbeite «nicht für Gotteslohn».

So kommt es, dass die Schweizer Strafverfolgungsbehörden einem einst führenden Mitglied des Medellín-Kartells mit getrübtmem Erinnerungsvermögen heimlich Wohnungen beschaffen und finanzieren. Dass sie ihm sogar einen Sold entrichten, den sie euphemistisch «Taschengeld» nennen. Dass sie ihm alle Spesen vergüten – und ihm erst noch eine «Erfolgsprämie» in Aussicht stellen, falls er doch noch Geldwäscher fände.

Es tönt wie aus einem schlechten Krimi: Ein verurteilter Drogenhändler aus Kolumbien wird angeheuert, um den Schweizer Bankenplatz zu infiltrieren.

Damit hätten der Bundesanwalt und die Bundeskriminalpolizei die Grenze des Erlaubten überschritten, meinen Beamte, die mit dem Fall vertraut sind. Sie sehen zerstört, was sie «Ermittlungskultur» nennen: Sie finden, dass derartige Operationen nur mit einem konkreten Verdacht, rechtsstaatlich absolut sauber und zu jeder Zeit kontrollierbar durchgeführt wer-

den dürfen. Diese Bedingungen sehen sie bei «Alex» nicht mehr gewährleistet: Es handle sich nicht um einen vereidigten Polizisten, der sich an Gesetze halten muss, sondern um einen bezahlten Spitzel, der eigene Interessen verfolgt. Und es liege in der Natur von Informanten, für ihre Auftraggeber interessant bleiben zu wollen, sprich: Geschichten zu liefern. Das gilt erst recht für einen hochkriminellen Ausländer, der nur dann im Land bleiben darf, wenn er Resultate liefert.

Tatsächlich hat José Manuel Ramos bald viele Geschichten zu erzählen: vom Drogen-grosshändler in Zürich, der tonnenweise Kokain verschiebe; von der Schmugglerin aus Kolumbien, einer ganz grossen Nummer; von der eingespielten Route, die von Südamerika über Holland in die Schweiz führe. Tipp um Tipp liefert «Alex» der «Task Force Guest» – die meisten stammen aus dem Zürcher Milieu rund um die Langstrasse, wo er sich mit Vorliebe aufhält.

Jedem Hinweis ihres Gastarbeiters geht die Sondereinheit nach, mit allem, was ihr Apparat hergibt. Sie eröffnet zahllose Ermittlungsverfahren, observiert Verdächtige, verwandt mit grossem Aufwand heimlich ganze Häuser, und sie setzt verdeckte Ermittler ein wie noch nie zuvor. Die Kosten für die Operation werden auf mehrere hunderttausend Franken geschätzt. Allein, Erfolge bleiben aus: Reihenweise stellen sich die Informationen von «Alex» als Nieten heraus, Ermittlung um Ermittlung verläuft im Sand. Das führt zu erheblichen Spannungen im Amt.

Beteiligte beginnen, José Manuel Ramos amtsintern als «nicht vertrauenswürdig» und als «schlecht führbar» zu bezeichnen, als «unguided missile», als ungelenkte Rakete. Und sie hegen den bösen Verdacht, er generiere etliche «Tipps», die er liefert, gleich selber.

Dann, im Frühsommer 2003, tischt «Alex» die Geschichte auf, die alle elektrisiert: Ein Zürcher Bankbesitzer habe für Pablo Escobar gearbeitet und wasche noch immer Drogengelder. Oskar Holenweger heisse er, der Geschäftsführer der Privatbank Tempus. Endlich ein dicker Fisch! Der Bundesanwalt und die Bundeskriminalpolizei sind begeistert. Sie wollen sich nicht daran stören, dass die Quelle der Information nicht gerade als erstklassig bezeichnet werden kann. «Randy» heisst die Quelle: ein amerikanischer Kleinkrimineller, den «Alex» zufällig im Zürcher Rotlichtviertel

kennen gelernt hat. Um einem Prozess wegen Marihuanahandels zu entgehen, hatte er einige Jahre zuvor seine Heimatstadt Tulsa, Oklahoma, fluchtartig verlassen müssen. Dieser Randy also hat die Escobar-Geschichte von seiner Schweizer Freundin gehört, die Ende der achtziger Jahre, mithin ein Dutzend Jahre zuvor, bei der Bank Vontobel gearbeitet hatte, wo Oskar Holenweger damals Chef gewesen war.

Mehr als ein Gerücht, davon müssten eigentlich auch die Bundesfahnder ausgehen, kann dieser Tipp nicht sein: Denn Randy Freundin hatte als Telexistin bei der Bank Vontobel nie Einsicht in Kundendaten oder Transaktionen, sie konnte demnach gar nicht wissen, mit wem Holenweger Geschäfte machte. Trotzdem lassen die Fahnder ihren «Sonderermittler», den Drogenhändler aus Cali, Kontakt mit dem Privatbankier aus Zürich aufnehmen. Und was José Manuel Ramos nach einem Treffen mit Holenweger zu berichten hat, versetzt sie in helle Aufregung: Oskar Holenweger, behauptet «Alex» am 7. Juli 2003, sei bereit, Geld zu waschen. Woher er das so genau weiss? Er habe mit dem Bankier konkret darüber geredet, erzählt «Alex».

#### Der «Meister Proper»–Flop

Dass der Drogenhändler damit wohl als Agent provocateur handeln wollte, was nach Schweizer Recht verboten ist, scheint niemanden weiter zu kümmern. Denn jetzt geht es schnell. Flugs wird das, was sich wie eine reichlich dünne Faktenlage anhört, zum «dringenden Tatverdacht», zur «bandenmässigen Geldwäscherei» für Drogenkartelle verdichtet: Keine zwei Wochen nach «Alex'» Behauptungen sitzt Hanspeter Ryff, ein Kommissariatsleiter bei der Bundeskriminalpolizei, vor seinem Bürocoputer, obwohl es Samstag ist. Am 19. Juli 2003 formuliert er einen Antrag auf Eröffnung eines gerichtspolizeilichen Ermittlungsverfahrens: «Der Bundeskriminalpolizei (BKP) liegen Informationen vor, dass sich Holenweger Oskar als Besitzer und Geschäftsführer der Tempus Privatbank AG in Zürich in Kreisen der internationalen organisierten Drogenkriminalität als Geldwäscher anbietet. Es soll ihm möglich sein, grössere Geldsummen zu waschen. Ferner soll Holenweger Oskar bereits für die kolumbianischen Drogenkartelle gearbeitet und Kontakte zum kolumbianischen Drogenbaron Escobar Pablo gehabt haben. Aktuell soll er noch über Beziehungen zu Personen aus Cali (Kolumbien)

verfügen.» Allein schon die kurze Frist zwischen dem Tipp von «Alex» und der Eröffnung des Ermittlungsverfahrens verrät, dass sich die Bundesanwaltschaft mit den Behauptungen zufrieden gibt und kein weiteres Belastungsmaterial gegen den bislang unbescholtenen Bankier sucht. Das bestätigen auch Beteiligte: Die Bundesanwaltschaft verfügt in diesem Moment über keinen «dringenden Tatverdacht», geschweige denn über einen handfesten Beweis gegen Holenweger. Nur ein konkreter Tatverdacht aber könnte juristisch all die gravierenden Eingriffe in die Privatsphäre rechtfertigen, welche die Bundesanwaltschaft in der Folge gegen den Bankier anordnen wird.

Das ist der entscheidende Wendepunkt. Bis zu diesem Zeitpunkt war der Versuch von Valentin Roschacher, den Finanzplatz mit einem Drogenhändler zu säubern, ein peinlicher Leerlauf gewesen. Bis zum Fall Holenweger war die Operation «Guest» teuer und streckenweise wohl auch unrechtmässig verlaufen. Aber sie hatte noch kein grösseres Unheil angerichtet. Nun begann sie, eine Existenz zu zerstören.

Der Schluss, fast der ganze Schluss dieser Affäre war in der «Weltwoche» bereits zu lesen (Nr. 2.06 und Nr. 26.05): Die Bundesanwaltschaft hörte Oskar Holenweger monatelang ab. Sie observierte ihn. Sie schleuste einen deutschen Polizisten als verdeckten Ermittler, Codename «Meister Proper», bei ihm ein. Und sie holte ihn schliesslich, schwer bewaffnet, am 11. Dezember 2003 um halb sieben in der Früh aus dem Bett, um ihn zu verhaften. Doch trotz allen Zwangsmassnahmen, trotz Hausdurchsuchungen und Verhören, trotz Rechtshilfeersuchen an diverse Länder, trotz der Überprüfung sämtlicher Geschäfte und Transaktionen des Bankiers: Beweise für ihren Vorwurf, der Oskar Holenwegers Ruf und Lebenswerk zerstörte, hat die Bundesanwaltschaft bis heute nicht geliefert. Und der Privatbankier, der über seinen Anwalt betont, er habe weder Geld gewaschen noch je die Absicht dazu gehabt, musste unter dem Druck der Anschuldigungen im Februar 2004 seine Bank übereilt und mit erheblichem Verlust verkaufen.

So kann man nach über drei Jahren Ermittlungen festhalten: Der Einzige in dieser Affäre, die alle Züge eines Justizskandals trägt, der Einzige, der «über Beziehungen zu Personen aus Cali (Kolumbien) verfügt», der Mann, der mit einem Drogenhändler und Geldwäscher einen

Deal machte, ist: Valentin Roschacher. Was der Bundesanwalt dazu zu sagen hätte, bleibt vor derhand sein Geheimnis. Die Bundesanwaltschaft zog es vor, konkrete Fragen der «Weltwoche» zum Engagement des Drogenhändlers nicht zu beantworten. In einer Mail schreibt sie nur grundsätzlich: «Die Bundesanwaltschaft stellt klar, dass es sich beim Einsatz von Personen, welche der Polizei Informationen aus dem Umfeld von Deliktbereichen zutragen, um ein bewährtes und unverzichtbares Mittel der Strafverfolgung handelt. Die Strafverfolgung arbeitet mit solchen Quellen zusammen, auch auf Ebene des Bundes. Bei den Strafverfolgungsbehörden des Bundes werden diese unter der Verantwortung und unter enger Führung der Bundeskriminalpolizei eingesetzt, damit ihr Einsatz in der Verbrechensbekämpfung strikt nach rechtsstaatlichen Prinzipien und professionellen Grundsätzen stattfindet. Solche Personen handeln zu keinem Zeitpunkt im rechtsfreien Raum. Ihr Einsatz kann aus naheliegenden Gründen (Rücksicht auf hohe persönliche Sicherheitsrisiken) nicht Gegenstand medienöffentlicher Kommunikation sein.»

Dieser Antwort der Bundesanwaltschaft, lässt die Bundeskriminalpolizei ausrichten, habe sie «nichts hinzuzufügen».

### Epilog

Es ist ein aussergewöhnlicher Gast, den Bundespolizisten an einem Augusttag im Jahr 2004 zurück zum Flughafen Zürich begleiten. Sie schaffen den korpulenten Mann mit den vielen Namen, den sie auf Befehl von oben als «Alex» kennen gelernt haben, aus der Schweiz aus: Der Drogenbaron, mit dem der Bundesanwalt so viel vorhatte, dem er seine Karriere mit verdankt, dem er fast blind vertraute, dieser José Manuel Ramos hat nicht nur für die Schweiz gearbeitet. «El Brujo», wie er in Kolumbien genannt wurde, der Hexer, war nicht nur ein Hochstapler: Er habe die ganze Zeit, gestand er den Bundespolizisten nach anderthalb Jahren, auch amerikanische Behörden mit Informationen aus der Schweiz beliefert.

Die Weltwoche 6. April 2011

*Es ist einer der wichtigsten Gerichtsprozesse der letzten Jahre. Die Verhandlungen gegen den Bankier Oskar Holenweger beginnen nächste Woche. Geheim gehaltene Polizeiprotokolle belegen: Die Strafverfolgungsbehörden sagten dem Gericht die Unwahrheit.*

Von Daniel Ammann

Man wagt es fast nicht mehr zu glauben. Nach acht Jahren Ermittlungen, nach zahllosen Pleiten, Peinlichkeiten und Skandalen findet nächste Woche in Bellinzona endlich die Hauptverhandlung gegen den Zürcher Privatbankier Oskar Holenweger statt. Es wird, aus vielen Gründen, einer der wichtigsten Gerichtsprozesse der letzten Jahre werden.

Noch kaum ein Strafverfahren war derart politisiert wie dieses; es führte sogar mit zur Abwahl von Justizminister Christoph Blocher. Noch selten standen die Ermittlungsmethoden der Strafverfolgungsbehörden des Bundes derart in der Kritik; sie führten sogar zum erzwungenen Rücktritt von Bundesanwalt Valentin Roschacher. Das waren für Schweizer Verhältnisse ungewohnte politische Erschütterungen, die von links bis rechts instrumentalisiert wurden. Wichtiger ist aber etwas anderes: Beim Verfahren gegen Oskar Holenweger handelt es sich um ein dunkles Kapitel der Schweizer Justizgeschichte. In diesem Prozess geht es nicht einfach um die Schuld oder Unschuld eines Bankiers, dem die Bundesanwaltschaft im Wesentlichen Geldwäscherei und Bestechung vorwirft und der deswegen seine Bank verkaufen musste.

Es geht um prinzipiellere Fragen der Rechtsstaatlichkeit; um Fragen elementarer Bürgerrechte von uns allen; darum, ob in der Schweiz geheimpolizeiliche Methoden eingesetzt werden dürfen, die sich jeder öffentlichen Kontrolle entziehen. Ohne allzu pathetisch zu werden: Vor dem Bundesstrafgericht steht nächste Woche nicht weniger als die Glaubwürdigkeit der Schweizer Justiz auf dem Spiel. Polizeiprotokolle, die der Weltwoche vorliegen, belasten die Strafverfolgungsbehörden des Bundes, also Bundesanwaltschaft (BA) und Bundeskriminalpolizei (BKP), schwer. BA und BKP haben diese Dokumente, die als «vertraulich» deklariert sind, bis heute um jeden Preis aus dem Prozess

herausgehalten. Sie könnten für den Prozess vor Bundesstrafgericht entscheidend sein.

Es handelt sich um Protokolle von Sitzungen, bei denen es zum einen um die sogenannte Vertrauensperson (VP) José Manuel Ramos ging, einen mehrfach verurteilten Drogenbaron aus Kolumbien. Zum andern geht es um den verdeckten Ermittler Markus Diemer, einen deutschen Polizisten, der Holenweger im Auftrag der Bundesanwaltschaft eine Falle stellte.

Diese Sitzungsprotokolle beweisen, dass die Behörden von Anfang an wussten, dass ihre Vertrauensperson Ramos völlig aus dem Ruder lief und wohl – illegal – als Agent provocateur wirkte. Gravierender noch: Die Protokolle zeigen auch, dass die Strafverfolgungsbehörden bis heute dem Gericht und der Öffentlichkeit, diplomatisch ausgedrückt, die Unwahrheit sagten und sagen. Davon später mehr.

Zur Erinnerung, um die Protokolle verstehen zu können: Ramos alias «Vertrauensperson 101» war im Dezember 2002 vom damaligen Bundesanwalt Valentin Roschacher ins Land

geholt worden. Ramos behauptete, er könne «exakte Informationen und Beweise zu Drogenkonten in der Schweiz liefern», was sich schnell als gelogen herausstellte: Ramos hatte hochgestapelt. Die Behörden beschäftigten ihn trotzdem weiter. Im April 2003 denunzierte Ramos

## Es geht um Fragen elementarer Bürgerrechte von uns allen.

dafür den Zürcher Privatbankier Holenweger, beschuldigte ihn der Geldwäsche für Drogenkartelle und behauptete, der Bankier habe auch schon mit dem kolumbianischen Kokaingrossisten Pablo Escobar «gearbeitet».

Zwanzig Monate lang war Ramos in der Schweiz tätig, verkehrte gerne im Zürcher Milieu und kassierte über eine Viertelmillion Franken an Steuergeldern. Im August 2004

wurde er notfallmässig aus der Schweiz ausgeschafft, weil er mehrfach gegen die Regeln verstossen hatte und «mit ausländischen, wahrscheinlich mit amerikanischen Behörden unbefugterweise in Kontakt getreten war», wie es in einem offiziellen Bericht heisst: Der Mann, dem die Behörden vertrauten, war nicht nur ein Hochstapler, sondern auch ein Doppelagent. Ein Fiasko.

Ramos lieferte der Bundesanwaltschaft den sogenannten Anfangsverdacht, der für die Einleitung eines Verfahrens nötig war. Einzig und allein aufgrund von Ramos' Behauptungen verhängte sie alle Zwangsmassnahmen gegen Holenweger – Telefonüberwachungen, Observationen und schliesslich den Einsatz eines verdeckten Ermittlers. Das Resultat: Die Behörden fanden nicht den Hauch eines Beweises dafür, dass Holenweger Geld für Drogenkartelle gewaschen hätte.

In der Anklageschrift der Bundesanwaltschaft allerdings kommt José Manuel Ramos mit keinem Wort vor. Die Ankläger, so muss



Exakte Informationen und Beweise zu Drogenkonten in der Schweiz: Ex-Bundesanwalt Roschacher.

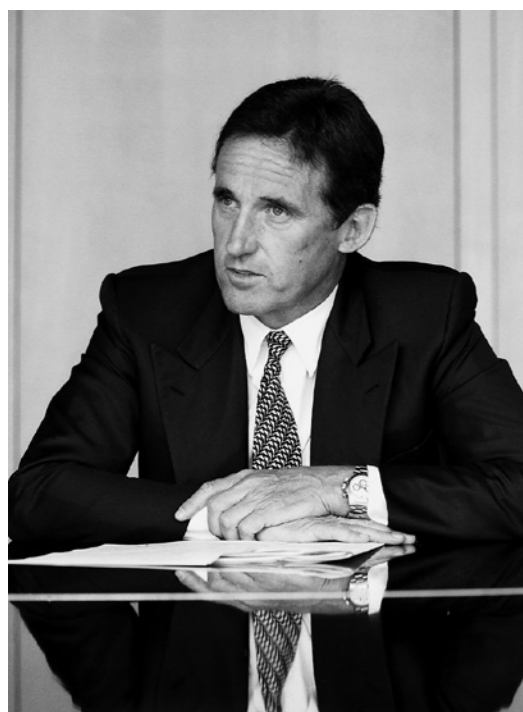
Martin Ruetschi / Keystone

man vermuten, möchten die rechtsstaatlich fragwürdigen Umstände seines Einsatzes vertuschen: Das Fiasko mit «Vertrauensperson» Ramos stellt nämlich das ganze Verfahren gegen Holenweger in Frage. Das zeigen die vertraulichen Sitzungsprotokolle, welche die «Weltwoche» hier in Auszügen faksimiliert.

### Der Drogenbaron der Behörden

1. Die Behörden wussten schon ganz am Anfang ihrer Untersuchung gegen Holenweger, dass sie ihre Vertrauensperson nicht kontrollieren konnten. Sie verhielt sich viel aktiver, als ihr erlaubt war. Ramos agierte, das zeigt sich immer klarer, wohl als Agent provocateur, also als jemand, der aktiv zu einer strafbaren Handlung anstiftet (was nach Schweizer Gesetzen verboten ist).

So kam es am 23. April 2003 zu einer hochkarätig besetzten Krisensitzung zwischen der Bundesanwaltschaft (vertreten durch Staatsanwalt Thomas Wyser) und der BKP. Von der BKP waren die Mitglieder der «Task Force Guest» dabei, die speziell für Ramos geschaffen worden war, sowie das «Kommissariat verdeckte Ermittlungen», das «Kommissariat Observationen» – auch Kommissariatsleiter Hanspeter Ryff, der drei Monate später das Ermittlungsverfahren gegen Holenweger beantragen würde.



Es geht um prinzipielle Fragen der Rechtsstaatlichkeit:

Bankier Holenweger.

Anita Affentranger / RDB

Laut dem «Sitzungsprotokoll», und das lässt aufhorchen, warnten ausgerechnet die Experten für verdeckte Ermittlungen nachgerade vor Ramos. Wörtlich lautet deren «Analyse der Situation» so:

«Die VP [Vertrauensperson Ramos] sei durch ihre grosse Eigeninitiative schon tief involviert und könne aus dem Verfahren praktisch nicht mehr herausgehalten werden, auch wenn u. U. mit einer weiteren VP und später evtl. mit einem VE [verdeckten Ermittler] gearbeitet werde. Die VP habe bereits ermittlungstaktische Leitplanken gesetzt, welche nur noch sehr schwer, wenn überhaupt, korrigiert werden können. [...] Aus dem bisherigen Verhalten der VP in dieser Sache ergebe sich eine konkrete Gefährdung der VP. Ob ein Auftreten vor Gericht noch verhindert werden kann, sei höchst fraglich.»

Eine Woche vorher, um den 18. April 2003, hatte Ramos im Zürcher Milieu von einem gewissen Randy erfahren, Holenweger habe schon «mit Pablo Escobar gearbeitet». (Dieser Randy übrigens, ein Amerikaner und laut BKP-Protokollen «ein uns bekannter Mittelsmann», war in den USA wegen Betrugs, Drogenhandels und sexuellen Missbrauchs eines Kinds vorbestraft.)

### Man war genau im Bild

2. Ramos sei, behauptete Jean-Luc Vez, der Direktor des Bundesamtes für Polizei, nachdem die «Weltwoche» im Juni 2006 den Einsatz des Drogenbarons öffentlich gemacht hatte, wie alle Vertrauenspersonen «nicht mehr als ein Hinweisgeber» gewesen. Darum sei es «folgerichtig», dass sein Einsatz in den Akten «nicht erscheint».

Ein als «vertraulich» deklariertes Sitzungsprotokoll vom 25. Juli 2003 der Bundeskriminalpolizei zeichnet ein ganz anderes Bild. Demnach wurde Ramos von der BKP mit einer eigentlichen Legende ausgestattet, um Holenwegers Bank infiltrieren zu können: Ramos wurde als Chef einer Kokainbande ausgegeben, der dick im Business ist. Wörtlich heisst es:

«Die VP 101 [Ramos] stellte sich gegenüber der ZP [Zielperson Holenweger] als Alex aus Kolumbien vor. Früher sei er für das Medellín-Kartell tätig gewesen. Zwischenzeitlich sei eine neue Gruppe aus dem Kartell entstanden. Diese Gruppe habe Geschäftsbeziehungen in Spanien, Portugal und Deutschland. Monatlich werde mit dem Kokainhandel ein Gewinn von

14 bis 15 Mio. USD erwirtschaftet. In diesem Gremium seien 7 Personen verantwortlich. VP 101 sei der Chef dieser Gruppierung.»

Man muss die Wahrheit mehr als beugen, um diese Aktivitäten in die Definition «nicht mehr als ein Hinweisgeber» zwingen zu können. Dass Ramos eine sehr spezielle Rolle zu spielen hatte, war übrigens auch den Bundespolizisten bewusst. Ramos sei, betonte ein Beamter an dieser Sitzung, «mit einer VP im eigentlichen Sinn nicht vergleichbar». Die Frage, die sich hier stellt: Was war Ramos dann? Ein verdeckter Ermittler, ohne so bezeichnet zu werden? Auch das wäre illegal.

### Akten werden zurückgehalten

3. Die Strafverfolgungsbehörden weigern sich mit Händen und Füßen, die Ramos-Akten offenzulegen und ins Gerichtsverfahren zu integrieren. Sie argumentieren, dass Dokumente über «Vertrauenspersonen» grundsätzlich nicht zu den Prozessakten gehörten (im Gegensatz zu den Dokumenten über verdeckte Ermittler).

Der eidgenössische Untersuchungsrichter Thomas Hansjakob begründete dies in einer Eingabe vom 29. Juli 2009 ans Bundesstrafgericht so: «Der Konnex der Ramos-Akten zum konkreten Gegenstand der Voruntersuchung ist nicht ersichtlich; insbesondere ergeben sich nirgends Hinweise, dass Ramos am Einsatz des verdeckten Ermittlers Diemer in irgendeiner Weise direkt beteiligt war.»

Zur Erinnerung: Markus Diemer, Codename «Meister Proper», war ein deutscher Polizist des Landeskriminalamts Baden-Württemberg. Im August 2003 wurde er von der Bundesanwaltschaft als verdeckter Ermittler auf Holenwegers TempusBank in Zürich ein Konto und brachte in mehreren Tranchen gut 830 000 Euro in bar vorbei. Dieses Geld wollte er wenig später über ein ausländisches Konto nach Deutschland überwiesen haben. Holenweger liess die Summe Anfang Dezember 2003 über ein Konto in Singapur laufen. Kurz darauf wurde er verhaftet, wegen Verdachts auf «bandenmässige Geldwäscherei». Diemer behauptet, er habe dem Bankier klargemacht, dass es sich um Drogengelder handle, die er waschen wolle. Deswegen muss sich Holenweger, der die Vorwürfe kategorisch bestreitet, nächste Woche wegen Geldwäscherei verantworten.

Untersuchungsrichter Hansjakob schrieb dem Bundesstrafgericht also, Ramos habe mit

dem Einsatz von Diemer nichts zu tun gehabt. Das pure Gegenteil ist wahr, wie eine Sitzung im Hotel «Bahnhof» in Schaffhausen beweist. Einziger Zweck dieser Sitzung vom 24. Juli 2003 war es, Vertrauensperson (VP) Ramos und verdeckten Ermittler (VE) Diemer zusammen-

## Die Strafverfolgungsbehörden weigern sich mit Händen und Füßen, die Ramos-Akten offenzulegen und ins Gerichtsverfahren zu integrieren.

zubringen, damit sie sich absprechen konnten. Das Sitzungsprotokoll vom 25. Juli trägt den schlichten Titel: «VE/VP Treffen».

Ramos briefte an jenem Treffen Diemer und behauptete, Holenweger habe ihm offeriert, «Drogengelder zu waschen». Und einmal mehr: Der Bankier habe «schon Gelder für Pablo Escobar gewaschen». Nach diesem Gespräch musste Diemer davon ausgehen, dass Holenweger ein gewissenloser Geldwäscher sei. Der Schlachtplan der Strafverfolgungsbehörden war, dass Ramos den Polizisten Diemer beim Bankier einführen sollte:

«Anlässlich des nächsten Treffens hat die VP 101 [Ramos] den Auftrag, der ZP [Zielperson Holenweger] den VE schmackhaft zu machen, indem er von ihm erzählt und gleichzeitig hinweist, dass in den nächsten Tagen ein Treffen in der CH geplant sei. Es wäre doch gut, wenn die ZP ihn kennenlernen würde. Zumal dieser «Marco» die Idee habe, etwas mit ihm zu machen. In der Folge könne die VP 101 eine Visitenkarte des VE an die ZP überreichen. Dies erleichtere den Ausstieg für die VP, zumal die VP 101 das Geschäft per sofort an den VE delegieren könne. So könne der VE der ZP die Visitenkarte präsentieren, dann wisse die ZP, dass er «clean» sei.»

Im Hotel «Bahnhof» waren laut Sitzungsprotokoll neben Ramos und Diemer drei Bundeskriminalpolizisten dabei und ein deutscher Polizist des Landeskriminalamts Baden-Württemberg. Thomas Wyser von der Bundesanwaltschaft, so heisst es im Protokoll, wurde telefonisch beigezogen.

### Bundesanwaltschaft im Abseits

4. Die Bundesanwaltschaft behauptet schliesslich – das ist ziemlich unverfroren –, dass sie von den Ramos-Akten gar nichts wisse. Staats-

anwalt Lienhard Ochsner, der in Bellinzona die Anklage gegen Holenweger vertreten wird, schrieb noch am 17. Februar 2011 dem Bundesstrafgericht: «Festzuhalten ist, dass die Bundesanwaltschaft nicht nur keine unbeschränkte, sondern zu keinem Zeitpunkt überhaupt Ein-

sicht in die von der Bundeskriminalpolizei angelegten Ramos-Akten hatte.» Die «Waffengleichheit» zwischen Ankläger und Verteidigung sei also nicht tangiert.

Auch das ist nicht die Wahrheit. Die Sitzungsprotokolle zeigen, dass die Bundesanwaltschaft an den Aktionen von Ramos immer beteiligt war. Und diese Protokolle, versichern Insider, gingen natürlich auch an die Bundesanwaltschaft. So war, wie oben erwähnt, an der Krisensitzung vom 23. April 2003 Staatsanwalt Thomas Wyser dabei. Während des Treffens von Ramos mit Diemer am 24. Juli 2003 wurde Wyser telefonisch zugeschaltet. Er war mehr als nur passiver Zuhörer: Bei diesem Treffen zum Beispiel fasste er den Auftrag, abzuklären, ob es für einen Geldwäscher üblich sei, fünfzehn Prozent Provision zu kriegen, und ob man Holenweger drei bis fünf Millionen Schweizer Franken zum Geldwaschen anbieten könnte.

Die anklagende Bundesanwaltschaft unter Erwin Beyeler will dieses zentrale Beweismaterial mit allen Mitteln vor dem Gericht, vor der Verteidigung und vor der Öffentlichkeit verheimlichen. (Auch Beyelers persönliche Glaubwürdigkeit, dies nur nebenbei, hängt davon ab. So hat er seine eigene Rolle beim Einsatz von Ramos schönegeredet und sich in Widersprüche verwickelt. Die Ramos-Akten könnten offenlegen, wie stark er wirklich involviert war.) Heute behauptet sie, sie stütze ihr Verfahren auf andere Delikte:

Holenweger habe zwar keine Drogengelder gewaschen, aber für den französischen Industriekonzern Alstom «schwarze Kassen» alimentiert. Über diese Kassen habe der Konzern Millionen zur Bestechung von Beamten zum Beispiel in Brasilien fliessen lassen, um an Aufträge für Grossprojekte zu kommen. Die Bundesanwaltschaft hat Holenweger darum der

«Gehilfenschaft zu ungetreuer Geschäftsbesorgung» und der «Bestechung fremder Amtsträger» angeklagt.

### Und wo sind die Beweise?

Wie gut ihre Beweise sind, ist derzeit schwer abzuschätzen. Was aber auffällt: Frankreich selber hat ein entsprechendes Strafverfahren wegen Korruption gegen Verantwortliche der Alstom bereits am 19. Oktober 2009 eingestellt. Während die französischen Behörden trotz Hausdurchsuchungen also weder «schwarze Kassen» noch Beweise für Korruption fanden, suchen die Schweizer Kollegen noch immer nach einem Delikt. Einiges deutet darauf hin, dass es sich bei dieser Anklage um eine Finte der Bundesanwaltschaft handelte, um den Zürcher Bankier trotz ihres Flops mit Ramos anklagen zu können – und Millionen an Schadenersatzzahlungen zu verhindern.

Aus den vertraulichen Polizeiprotokollen kann man nur einen vernünftigen Schluss ziehen: «Vertrauensperson» Ramos war viel zu aktiv und viel länger in das Verfahren gegen Oskar Holenweger involviert, als die Strafverfolgungsbehörden heute behaupten. Und die Bundesanwaltschaft wusste viel mehr und war viel intensiver an den polizeilichen Ermittlungen beteiligt, als sie heute zugibt.

Darum müssen die Bundesstrafrichter die Akten, die Ramos' Einsatz betreffen, würdigen können. Nur mit diesen Akten können sie überprüfen, ob das Strafverfahren gegen Holenweger gerechtfertigt war. Nur mit den Ramos-Akten können sie beurteilen, ob der Bankier rechtmässig überwacht, abgehört und verhaftet wurde, sprich: ob es legal war, seine Bürgerrechte derart einzuschränken. Nur so kriegt Holenweger einen fairen Prozess – und das Urteil, das er verdient.

# Der Zürcher Journalistenpreis 2012

Kategorie Zeitschrift

wird

Julia Hofer

für ihren Artikel

Unter der Haube

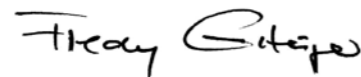
erschienen in der *annabelle* vom 29. Juni 2011

verliehen.

Zürich, 23. Mai 2012

Die Jury:

Fredy Gsteiger



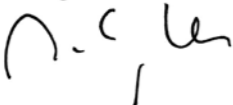
Susan Bös



Marco Meier



Margrit Sprecher



Alain Zucker



## Preisträgerin

## Laudatio



Julia Hofer

Angefangen hat es mit einem chaotischen Szenemagazin namens «SoDa». Ich hatte mein Studium der Kunstgeschichte gerade beendet, jobbte als Bildredaktorin und machte in meiner Freizeit mit ein paar andern Verrückten besagtes Magazin. Wir steckten etwa gleich viel Zeit in Diskussionen über die Ausrichtung des Hefts wie ins Schreiben der Texte, und als mir eben dieser Zustand verleidete, versuchte ich mein Glück bei der «annabelle». Unverlangt sendete ich einen Artikel ein, dieser wurde abgedruckt und einige Monate später war ich «annabelle»-Reporterin. Das war vor zehn Jahren – seither habe ich vor allem über gesellschaftliche Themen geschrieben: Im Zusammenhang mit dem Mord an der Skirennfahrerin Corinne Rey-Bellet entstand eine Reportage über Frauen, die von ihren Partnern mit Armeewaffen bedroht oder getötet wurden, die parallel dazu lancierte Petition «Keine Schusswaffen zu Hause» brachte einiges ins Rollen. Natürlich standen nicht nur Frauen, die Opfer sind, im Fokus: Auch mein Wiedersehen mit einer Klassenkameradin, die ich als Kind – heute würde man sagen – gemobbt hatte, war eine Geschichte wert. So wie diese Reportage basiert auch der Artikel über die orthodoxen Jüdinnen in Zürich auf eigenen Beobachtungen und Erlebnissen: Während in den Feuilletons die Kopftuchdebatte tobte, erinnerte ich mich an meine ehemaligen Nachbarinnen in Zürich-Wiedikon und fragte mich, warum sich niemand daran stösst, dass orthodoxe Jüdinnen unter die Perücke gezwungen werden.

Laudatio für den Artikel  
*Unter der Haube*  
von Julia Hofer  
erschienen in der *annabelle*,  
29. Juni 2011

Begonnen hat alles an einem heissen Sommertag: Julia Hofer betritt im Trägershirt ihren Balkon. Kurz darauf klingelt der Hausbesitzer an der Tür und bittet sie, solches künftig zu unterlassen. Mitbewohner hätten sich über ihren Anblick beklagt. Die meisten würden diesen Zwischenfall wohl mit einem empörten «Spinnen die?» abtun. Nicht so Julia Hofer. Ganz Reporterin, verspürt sie Neugier statt Groll. Wer sind denn eigentlich ihre Mitbewohner, diese in Kaftans gekleideten Männer mit Schläfenlocken, und wer diese Frauen in weiter Kleidung, die stets mit einer Schar Kinder unterwegs sind? Musliminnen und ihre Kopftücher kennen wir mittlerweile recht gut. Über strenggläubige Jüdinnen und ihre Kopfbedeckung, Perücken, wissen wir praktisch nichts. Und so tut Julia Hofer, was viel zu wenig Medienschaffende tun: Sie erforscht das scheinbar so Wohlbekannte, ihre nächste Umgebung. Und stösst dabei auf weit Exotischeres als manche Weltreisende. Es ist nicht nur das Warum, das der Jury gefallen hat. Es ist auch das Wie. Julia Hofers Expeditionsbericht liest sich spannend; ihre klare Sprache steht ganz im Dienst der Sache. Erfri-schend vorurteilslos, im Stil einer muntern Forschungsreisenden, spurtet sie über das Minenfeld religiöser Themen. Sie will es wirklich wissen, nimmt uns die Fragen aus dem Mund, schreckt auch vor Heiklem und Intimem nicht zurück. Und weil ihre Gesprächspartnerinnen ihr genuines Interesse spüren, nehmen sie ihr diese Fragen nicht übel, sondern antworten ebenso offen und ehrlich. Erzählen, warum die Perücke stets griffbereit neben der Tür hängt und warum sie dem Rabbiner alle Einzelheiten

über ihre Menstruation erzählen müssen. Dass sie weder in der Gemeinde noch in der Synagoge gleichberechtigt sind und sich nur scheiden lassen können, wenn der Mann einverstanden ist. Die spannendsten Dialoge ergeben sich, wenn die zunehmend erstaunte Reporterin glaubt, ihre Interviewten, allesamt junge Schweizerinnen wie sie selbst, «retten» und mit Gewalt ins 21. Jahrhundert zerren zu müssen. Bis sie erkennt: Diese Frauen wollen gar nicht gerettet werden. Denn sie fühlen sich keineswegs diskriminiert. Der Zufall wollte es, dass nach Erscheinen dieser «annabelle»-Reportage ultraorthodoxe Juden auch in Israel für Schlagzeilen sorgten. Dass wir deren Welt und deren Denkweise jetzt besser kennen, verdanken wir Julia Hofers Recherchen in einem Zürcher Quartier, ihrer unmittelbaren Nachbarschaft.

Margrit Sprecher

# Unter der Haube

annabelle 29. Juni 2011

*Die orthodoxen Juden in Zürich gehören zu den konservativsten weltweit. Ihre Ehefrauen verstecken die Haare unter einer Perücke und haben in der religiösen Gemeinde kein Stimmrecht. Wie geht es diesen Frauen?*

Von Julia Hofer

Meine erste Wohnung in Zürich befand sich in einem jüdischen Haus. Mitten im Kreis 3 nahe der erzkonservativen Synagoge Agudas Achim. Über uns wohnte ein alter Jude, der Schläfenlocken, einen schwarzen Hut und schwarze Kleidung trug. Wenn ich ihm im Treppenhaus begegnete, blickte er grusslos zu Boden. Einmal klopfen die jüdischen Vermieter, die unter uns wohnten, an unsere Tür. Es war Sommer. Sie baten mich, den Balkon nicht mehr im Träger-shirt zu betreten. Andere Hausbewohner hatten sich beklagt.

Es ist mir bis heute ein Rätsel geblieben, warum die Vermieter die Wohnung ausgerechnet an uns vermietet hatten, eine in jeder Hinsicht weltliche Wohngemeinschaft. Wenn sie vom Wunsch motiviert gewesen sein sollten, eine Begegnung zwischen den Kulturen zu ermöglichen, muss man sagen: Sie ist misslungen.

Mitten in Zürich leben orthodoxe Juden ganz in ihrer eigenen Welt, streng nach den 613 Geboten und Verboten der Thora. Man sieht die Männer mehrmals täglich in traditioneller Kluft zur Synagoge schreiten. Die Frauen sind mit einer Schar Kinder unterwegs. Sie tragen dunkle, formlose Kleidung und Perücken. Warum machen wir uns so viele Gedanken über muslimische Frauen, die unters Kopftuch gezwungen werden, aber keine über diese jüdischen Frauen? Sind die Parallelen nicht offensichtlich: Die Frauen verbergen die Haare, und die Männer haben das Sagen?

Hannah Weitzmann – so soll die Frau hier heissen – ist fünfunddreissig Jahre alt und stammt aus einer sehr frommen Familie. Ich besuche sie in ihrer Wohnung im Kreis 3, die in Gehdistanz zur orthodox-charedischen Synagoge der Israelitischen Religionsgemeinschaft Zürich liegt. Ihre einjährige Tochter krabbelt auf dem Boden herum, drei weitere Kinder sind in Kindergarten und Schule, der Ehemann studiert in einem andern Zimmer die Thora. Unzählige in Leder gebundene religiöse Schrif-

ten füllen die Bücherregale. In einem digitalen Bilderrahmen blinken Familienfotos. Weitzmann ist modisch, aber sittsam angezogen: Die Arme sind bedeckt, der Jupe reicht bis übers Knie, kein Décolleté. Die schwungvolle Frisur ist fast zu perfekt, um natürlich zu sein.

Nachdem Hannah Weitzmann die jüdische Schule in Zürich besucht hatte, ging sie auf ein jüdisches Mädchencollege in England. Während sich die Buben in der Talmudhochschule ins religiöse Studium vertieften, wurde sie in erster Linie auf ihre Rolle als Hüterin des jüdischen Hauses vorbereitet. Sie fühlt sich deswegen nicht benachteiligt. «Alle meine Freundinnen waren dort», sagt sie. «Wir hatten eine tolle Zeit.»

Mit 19 Jahren dann die Heirat, das wichtigste Ereignis im Leben einer jüdischen Frau, mit einem Mann, der ihr von den Eltern vorgeschlagen worden war. «Ich weiss, das klingt krass», sagt sie lachend, «aber so ist das bei uns.» In fröhlichem Plauderton zählt sie die Vorteile einer arrangierten Ehe auf: «Die Eltern treffen umfangreiche Abklärungen, sie wollen wissen, ob der zukünftige Schwiegersohn anständig und ordentlich ist, mit wem er denn so befreundet ist und ob er aus intakten Familienverhältnissen stammt.» Letzteres scheint besonders wichtig zu sein, einem Scheidungskind traut man ein glückliches Familienleben nicht zu.

Hannah Weitzmann findet es gut, wenn man, wie in ihrem Milieu üblich, sehr jung heiratet. «Man überlegt nicht so viel.» Sie sei in ihren Mann nicht verliebt gewesen, als sie Ja gesagt habe, erzählt sie, und ihre Stimme klingt für einen Moment unsicher. «Ich heiratete ihn, weil ich erkannte, dass wir dieselben Werte und Vorstellungen teilen. Man wächst zusammen.»

Hannah Weitzmann scheint nicht zu der Sorte Frauen zu gehören, die man retten muss. Für sie machen die Regeln Sinn, die ihr Leben als Frau bestimmen. Es stört sie nicht, dass sie während der Menstruation und an den sieben darauffolgenden Tagen ihren Mann nicht berühren darf und von ihm nicht berührt wird. «Die Pause wirkt sich positiv aufs Sexleben aus», schwärmt sie, was man in Anbetracht der andernorts grassierenden Sexmüdigkeit sogar nachvollziehen kann. Sie fühlt sich nicht gedemütigt, wenn sie dem Rabbi alle Details ihrer Blutung schildern muss. Und dieser dann entscheidet, ob ihre Periode als beendet gelten und sie mit dem Zählen der sieben unreinen Tage beginnen kann. «Er ist darin ausgebildet.» Auch

das rituelle Tauchbad, das die «unreinen» Tage abschliesst und sie auf die körperliche Begegnung mit dem Ehemann vorbereitet, empfindet sie nicht als diskriminierend – sondern als wohlthuendes Ritual.

## Die Eltern wollen wissen, mit wem der zukünftige Schwiegersohn denn so befreundet ist.

Für Frauen, die sich mehr Rechte wünschen, hat sie nicht viel übrig. «Die sind meistens nicht sehr religiös. Sonst würden sie die Aufgabe, die ihnen Gott zugedacht hat, mehr schätzen.» Sie ist sich sicher, dass Jüdinnen, die so traditionell leben wie sie selbst, in ihrem Milieu geschätzt werden. «Wir haben innerhalb der Gemeinschaft einen viel höheren Stellenwert, als von aussen erkannt wird.»

Und die Perücke? Für Hannah Weitzmann ist sie ein modisches Accessoire («nie mehr einen Bad Hair Day») und aus verschiedenen Gründen eine wundervolle Sache. «Ich habe mich gefreut, als ich nach der Heirat meine erste Perücke anziehen durfte. Sie macht das Mädchen zur Frau.» Heute hängt in ihrer Garderobe neben der Jacke und dem Regenschirm stets auch ein Haarschopf, den sie aufsetzt, wenn sie die Tür öffnet oder aus dem Haus geht. Die Perücke sei eine symbolische «Grenze», sagt sie. Sie erinnere sie immer daran, dass sie zu ihrem Mann gehöre, und verhindere, dass fremde Männer in Versuchung geführt würden. Aber warum soll künstliches Haar, das in der Regel üppiger und schöner aussieht als natürliches, Männer abschrecken? «In unserem Milieu ist jedem Mann klar, dass meine Haare nicht echt sind», lautet die Argumentation, die wohl nur für Aussenstehende merkwürdig klingt, «und wenn man das weiss, ist es einfach etwas anderes.» Die Perücke ist übrigens nicht die einzige «Grenze» zwischen den Geschlechtern: Hannah Weitzmann begrüsst Männer ohne Handschlag, Umarmung oder Küsschen, «weil so schon mancher Seitensprung begonnen hat».

Ich frage sie, ob ihr dieses Geschlechterbild – Frauen müssen züchtig sein, damit die Männer ihre Triebe im Zaum halten können – nicht Mühe bereitet. Wie viele Ehen, fragt sie



Mit den Freundinnen feiern, bevor die Familienpflicht ruft: Traditioneller Tanz auf einer jüdischen Hochzeit.

Marleen Daniels / Hollandse Hoogte / Laif

rhetorisch zurück, werden heutzutage geschieden? «Bei uns sind die Scheidungsraten tief. Untreue kommt kaum vor.» Ein schlagendes Argument. Ich frage mich, ob diese Frauen ein Problem haben – oder nur ich. Kann man von Diskriminierung sprechen, wenn sich eine Frau aus «innerer Überzeugung» verhüllt? Im Gegensatz zu den Musliminnen sind sie immerhin erwachsen, wenn sie ihre Haare verstecken. Andererseits: Handelt jemand tatsächlich selbstbestimmt, wenn er im gleichen Atemzug stets auch sagt «Ich bin so aufgewachsen, bei uns ist das so?»

Vielleicht hat Yves Kugelmann, der Chefredaktor des jüdischen Wochenblattes «Tachles», Antworten auf meine Fragen. Er lacht. Dass Hannah Weitzmann kein Problem hat mit ihrer Rolle als Frau, erstaunt ihn nicht. «Orthodoxe Jüdinnen versichern einem immer, dass sie sich kein besseres Leben vorstellen können. In solchen Gemeinschaften ist alles gottgegeben. Es zu hinterfragen, wäre zu schmerzhaft.»

Er selber nimmt kein Blatt vor den Mund. «Frauen haben in diesem Milieu keine Position», sagt er. Er spricht von einer «gesellschaftlichen Problemzone», in der Armut verbreitet sei und Frauen fernab jeglicher emanzipatorischer Errungenschaften lebten. Dass Frauen in ihrer religiösen Gemeinde kein Stimmrecht haben, hält er für «unhaltbar». Auch die Scheidungspraxis der Orthodoxen kritisiert er scharf, weil sich eine Frau gemäss dieser nur dann scheiden lassen kann, wenn der Mann einverstanden ist. «Ich kenne Frauen, denen der Ehemann jahrelang die Scheidung verwehrt hat. Das sind Dramen, die stadtbekannt Tragödien zur Folge hatten.»

Die orthodoxen Juden von Zürich gehören zu den konservativsten weltweit. «Zürich war nie ein Zentrum des jüdischen Geistes», erklärt Yves Kugelmann. «Während sich in Berlin, Wien und Basel der für das Judentum typische offene und pluralistische Geist entfaltet hat, wurde die Gemeinschaft hier zunehmend frommer.»

Allerdings, gibt er zu bedenken, ist die Gemeinschaft der Orthodoxen klein. In Zürich zählen einige Hundert Familien dazu. Und von diesen geht im Gegensatz zu den islamischen Fundamentalisten keine Gefahr aus. Trotzdem findet er es richtig, genau hinzuschauen. «Diese Parallelgesellschaft ist problematisch, weil sie gewisse Grundwerte der Schweiz nicht teilt, unter anderem die Gleichberechtigung von Mann und Frau.»

In Israel errichten religiöse Eiferer im Kampf um mehr Sittlichkeit immer höhere Mauern zwischen den Geschlechtern, wie in islamischen Ländern auf Kosten der Frauen: In den Zeitungen der Ultraorthodoxen werden Köpfe von Ministerinnen aus offiziellen Gruppenfotos der Regierung wegretuschiert. In sogenannten koscheren Bussen müssen Frauen hinten einsteigen und sitzen. Und auf einem öffentlichen Spielplatz in einer orthodoxen Gemeinde wurden jüngst sogar unterschiedliche Spielzeiten für Mädchen und Buben eingeführt.

An einer Bushaltestelle in Zürich fällt mir eine orthodoxe Jüdin in dunkler Kleidung auf. Sie scheint aus einer andern Zeit zu kommen. Was hätte sie wohl zu erzählen? Ich überwinde meine Scheu, spreche sie an. «Für ein Magazin? Nein, nein, das möchte ich nicht», sagt sie und wendet sich wieder ihren Kindern zu.

Meine nächste Gesprächspartnerin ist stattdessen eine Frau, die hier den Namen Alisah Stein tragen soll. Ich treffe sie im jüdischen Bücherkaffee Books and Bagels in Zürich, sie isst Suppe, vor und nach dem Essen murmelt sie einen Segensspruch. «Ich versuche, den Alltag mit der Religion zu heiligen», wird sie später sagen. Sie zumindest hat sich bewusst für die orthodoxe Lebensweise entschieden. Sie kommt aus einem liberalen Elternhaus, die Mutter trug keine Kopfbedeckung. Stein besuchte die öffentlichen Schulen und studierte Politologie. Irgendwann entschied sie: Koscher essen, Sabbat halten, Thora lernen und Perücke tragen sind ein «Package». Das eine zu tun und das andere zu lassen, war für sie zum «inneren Widerspruch» geworden.

Alisah Stein hat mit ihrem ebenfalls strenggläubigen Mann vier Kinder, das älteste ist zehn Jahre alt. Ihr eigenes Alter will sie nicht verraten. «Eitelkeit ist bei uns erlaubt», scherzt sie. Sie gesteht, sich für das Treffen mit der Redaktorin der Frauenzeitschrift extra schön angezogen zu haben. Sie zeigt mir in einer Ausgabe von «annabelle», welche Kleider für sie infrage kommen und welche nicht (mehr als die Hälfte): keine grossen Ausschnitte, keine geschlitzten Röcke oder solche, die über dem Knie enden, nichts Hautenges. Ärmel bis über die Ellbogen. Keine Hosen, «weil eine Frau eine Frau sein soll». Ebenfalls verboten: Kleidung aus einem Wolle-Leinen-Gemisch. Dieses Gebot entbehre jeder Logik, findet sie selber. Man befolge es, «weil es in der Thora steht». Wo bleibt hier, frage ich mich, der berühmte kritische jüdische Geist, der den Juden zum Ruf verholfen hat, sie seien ein «Volk der Fragen»? Stein sagt: «Argumente sind hier irrelevant. Wir befolgen die Gebote, weil sie in der Thora stehen.»

Alisah Stein gehört der Israelitischen Cultusgemeinde Zürich (ICZ) an, die einen streng orthodoxen Gottesdienst veranstaltet, ihre weiblichen Mitglieder aber nicht nur zahlen, sondern auch stimmen lässt. Das schätzt sie, der promovierten Politologin ist die Parole des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges «No

taxation without representation» geläufig. Wäre sie ein Mann, sagt sie, würde sie im Gottesdienst gern vorn stehen und singen. Aber als Frau habe sie das nicht nötig. «Das Wichtigste im Judentum ist das jüdische Haus, das Zelebrieren der Sabbat-Atmosphäre und das Weitergeben der jüdischen Werte.»

Je länger ich ihr zuhöre, desto weniger kann ich beurteilen, ob das, was sie sagt, wider-

## Wo bleibt hier, frage ich mich, der berühmte kritische jüdische Geist, der den Juden zum Ruf verholfen hat, sie seien ein «Volk der Fragen»? Stein sagt: «Argumente sind hier irrelevant. Wir befolgen die Gebote, weil sie in der Thora stehen.»

sprüchlich oder stringent ist. Sie wünscht sich, dass ihre Tochter eine Talmudhochschule besuchen kann, ist aber strikt dagegen, dass die Zürcher Talmudhochschule Mädchen zum Studium zulässt. Sie findet es eine gute Sache, dass Jüdinnen ihren Ehemann in spe heute in einem vorehelichen Vertrag zur Herausgabe der Scheidungsurkunde verpflichten können. Sagt aber im selben Atemzug: «Es geht auch ohne Vertrag. Der Rabbi kann Druck auf einen Mann ausüben, der sich gegen eine Scheidung sperrt.» Ausserdem gibt sie zu bedenken, dass die jüdischen Scheidungsgesetze aus dem Jahr 700 stammen und damals in Bezug auf die Stellung der Frau sehr fortschrittlich gewesen seien.

Das mag stimmen. Aber heute? Meine nächste Gesprächspartnerin, Elisabeth Weingarten, ist eine viel beschäftigte Museumskuratorin. Ihre tiefe Stimme passt zur lärmigen Bar, die sie als Treffpunkt vorgeschlagen hat. Koschere Busse, die Macht der orthodoxen Rabbiner, der ganze Traditionalismus, das alles empfindet sie als «zutiefst unjüdisch». Vielen Frauen sei nicht bewusst, dass sie mit der Heirat einen Vertrag unterschreiben, der sie zum Spielball des Mannes machen könne. Dass sich jüdische Frauen mindestens zwölf Tage pro Monat in einem «unreinen» Zustand befinden sollen, erscheint ihr «schwierig», und dass jemand seine blutbefleckte Unterhose dem

Rabbiner zeigt, «unappetitlich und entwürdigend». Ausserdem enthebe es die Frauen der Selbstverantwortung. Der orthodoxe Gottesdienst – sie gehört wie Alisah Stein der ICZ an – kam ihr schon vor elf Jahren wie ein «weltfremdes Theater» vor. Die Frauen auf der Empore, wo Sicht und Akustik eingeschränkt sind, und die Männer unten? «Das kann doch nicht sein.» Weil sie sich verpflichtet fühlte, «etwas zu

tun», gründete sie mit Gleichgesinnten einen egalitären Gottesdienst und kämpfte dafür, dass der in einem Raum der ICZ stattfinden konnte. Ihre Tochter war die erste Frau, die in der ICZ aus der Thora vorlesen durfte.

Eine Perücke tragen? Sie schaut mich entgeistert an. «Undenkbar», sagt sie lachend. Wenn Männer Frauen als «Sexobjekte» betrachten, sollen sie «an sich selbst arbeiten».

Auch Elisabeth Weingarten stellt fest, dass sich die «kohlrabenschwarzen» Juden radikalisiert haben. «In diesem Milieu hat sich die Stellung der Frau verschlechtert.» Früher hätten viele fromme jüdische Mädchen das öffentliche Gymnasium besucht. Heute würden sich die meisten wie Hannah Weitzmann an einem jüdischen Mädchencollege im Ausland auf ihr Leben als Ehefrau und Mutter vorbereiten. In letzter Zeit höre sie öfter von Familienvätern, die sich nur noch dem Studium der Thora widmeten, während ihre Frauen Kinder gebären, den Haushalt schmeissen und (mit einer oftmals schlechten Berufsausbildung) den Lebensunterhalt für die ganze Familie verdienen würden. «Auf diese Männer habe ich eine grosse Wut. Sie beuten ihre Frauen aus.»

Diese Frauen, sagt Elisabeth Weingarten, könnten ihre Männer, die sich ständig auf das jüdische Gesetz beziehen, nur hinterfragen, wenn sie über eigenes religiöses Wissen verfüg-

ten. Dass es in Israel und den USA mittlerweile Torahochschulen für Frauen gibt, stimmt in diesem Zusammenhang hoffnungsvoll.

Die Judaistin Valérie Rhein hat im Rahmen der Nationalfonds-Studie «Wandel im Judentum in der Schweiz» die Stellung der Frau im orthodoxen Judentum untersucht. Ihr Fazit: Vieles wird konservativer gelebt, als es das jüdische Gesetz vorschreibt. Sie hat verschiedene Möglichkeiten aufgezeigt, wie sich Frauen – ganz im Einklang mit den religiösen Gesetzen – stärker am Gottesdienst beteiligen könnten. In Basel war sie Mitbegründerin einer Vereinigung, die sich für ein pluralistisches und aufgeschlossenes Judentum einsetzt. Die Gruppe hat einen egalitären Gottesdienst durchgesetzt, ganz ähnlich wie derjenige von Elisabeth Weingarten in Zürich. Trotzdem liegen zwischen den beiden Frauen Welten: Valérie Rhein legt anders als ihre Zürcher Verbündete jedes Wort auf die Goldwaage. Anstatt von «Diskriminierung» redet sie lieber vom «Respekt», den es den Frauen entgegenzubringen gelte. Auf die Stellung der Frau im orthodoxen Milieu angesprochen, betont sie, dass diese Probleme nur eine «sehr kleine Minderheit» betreffen würden. So viel Diplomatie wirkt befremdend auf mich. «Was für ein Eiertanz», entwischt es mir. «Was ist mit dem Einzelschicksal? Zählt das nichts?» Ich frage sie, wie man etwas verändern könne, wenn man es allen recht machen wolle. Sie wisse aus Erfahrung, antwortet sie ruhig, dass sie niemanden vor den Kopf stossen dürfe. «Sonst gehen alle Türen zu.»

Ich muss an die sogenannten Drop-outs denken, von denen Elisabeth Weingarten erzählt hat: Wer mit der Ultraorthodoxie bricht, wird von seiner Familie verstossen.

Zurück in der Redaktion, blättere ich in dem Roman «Ungehorsam» von Naomi Alderman. Die Tochter einer orthodoxen Persönlichkeit ist in einem jüdischen Vorort von London aufgewachsen und hat im preisgekrönten Buch erste homosexuelle Erfahrungen und den Ausbruch aus ihrem Milieu verarbeitet. Wäre so viel Ungehorsam auch in Zürich möglich? «Kaum», sagt Yves Kugelmann. «Unsere orthodoxe Gemeinschaft ist klein und homogen. Der Druck ist grösser als in New York oder London.»

Das Telefon klingelt. Eine orthodoxe Jüdin, die von meinen Recherchen erfahren hat, will mir erzählen, wie sie ihr Leben verändert hat. Sie flüstert. Wir treffen uns in einem Starbucks,

sie erscheint schwarz angezogen, die Haare trägt sie offen. Sie wechselt einige freundliche Worte mit andern orthodoxen Jüdinnen, die sich gerade zum Kaffeetrinken hingesetzt haben. In der Hand hält sie ein Rätselheft. Dalit Dreyfus – so sei hier ihr Name – kommt aus einer liberalen jüdischen Familie, in der man weder koscher isst noch Perücke trägt. Sie wuchs in Israel auf und kam als junge Frau nach Zürich, um im Geschäft eines entfernten Verwandten eine kaufmännische Ausbildung zu machen. Fern von ihrer Familie, sehnte sie sich nach einer eigenen Familie. Nach einigen Enttäuschungen wandte sie sich an einen jüdischen Heiratsvermittler. Durch ihn lernte sie einen Mann aus einer frommen Familie kennen. Sie mochte ihn, die beiden heirateten. Nach der Heirat wünschte sich der Schwiegervater, dass sie eine Perücke trägt, er befürchtete, er könne seine andern Söhne sonst nicht verheiraten. Dalit Dreyfus bedeckte ihr Haar. Als alle Söhne des Schwiegervaters «sehr religiös» verheiratet waren, ging sie, mittlerweile Mutter von fünf Kindern, zu ihrem Ehemann. Sie gestand ihm, dass sie sich mit der Perücke «wie eine Schauspielerin» fühle. Dass sie nicht sie selber sei. Und bat ihn, die Perücke ablegen zu dürfen. Der Ehemann, eine einflussreiche Persönlichkeit in der Gemeinschaft, war einverstanden. Also zog Dalit Dreyfus die Perücke aus.

# Der Zürcher Journalistenpreis 2012

Kategorie Nachwuchs

wird

Joel Bedetti

für seinen Artikel

Der Baron ist mit seinem Latein am Ende

erschienen in der Zürcher Studierendenzeitung  
vom 25. Februar 2011

verliehen.

Zürich, 23. Mai 2012

Die Jury:

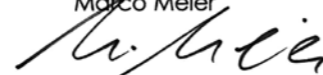
Fredy Gsteiger



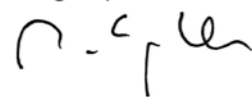
Susan Boos



Marco Meier



Margrit Sprecher



Alain Zucker



## Preisträger



Joel Bedetti

Mit dem Journalismus begann ich streberhaft früh. Anstatt nach der Matura in See zu stechen oder mit der Band den Rockolymp zu erklimmen, wurde ich Praktikant in der einzigen Redaktion, die mich haben wollte: Eine christliche Wochenzeitschrift. Es folgte die Mitarbeit in Lokalblättern wie «Die Vorstadt» und «Zürich West». Nebenher studierte ich Geschichte. Erleuchtung brachte weder das eine noch das andere. An den Medienkonferenzen gabs zwar immer Kafi und Gipfeli und an den Quartierfesten Bier und Wurst, doch die Lernkurve in journalistischer Hinsicht sank rapide. Ich stürzte mich in akademische Literatur über marxistische Weltstheorien, aber die Texte machten schnell müde. Wie viele Orientierungslose geriet ich in die Arme einer Sekte, die glücklicherweise zugleich die beste Journalistenschule des Landes ist: Die «Zürcher Studierendenzeitung». Das Konzept ist so einfach wie radikal: Keine Regeln, kein Geld, keine Lehrer, keine Ahnung, dafür sechsmal im Jahr ein Heft, das man füllen muss. Wir, eine Truppe journalistischer Grünschnäbel, horchten fortan unsere Kommilitonen nach Skandalen und Skandalchen aus. In der Produktionswoche rannten wir nach Mitternacht mit einem Dosenbier aufs letzte Tram, erschöpft und glücklich. Ich habe nie zuvor oder danach in so kurzer Zeit so viel gelernt. Und irgendwann hörte ich dann das Gerücht von einem Baron, der 90 Semester auf dem Buckel habe.

## Laudatio

Laudatio für den Artikel

*Der Baron ist mit seinem Latein am Ende*

von Joel Bedetti

erschienen in der Zürcher Studierendenzeitung,

25. Februar 2011

Was ist eine gute Geschichte? Sie muss Neues erzählen, sie muss es klug erzählen, und gut geschrieben sollte sie sein. Klingt einfach. Aber zuerst muss man das Neue sehen. Joel Bedetti hat es gesehen und ein wunderbares Porträt über Meinhard von Seckendorff geschrieben – über den Baron, der 90 Semester an der Uni Zürich studierte. Wie oft bei tollen Texten wundert man sich im Nachhinein, dass sie so lange ruhen konnten und keiner vorher diese Trouville gehoben hat. Mit leichter Hand hingeworfen und unaufdringlich erzählt Bedetti das Leben des Barons, das in Reichtum begann und in grosser Einsamkeit endet. Es steckt unendlich viel Trauer in dieser Geschichte, aber sie ist so leichtfüssig geschrieben, dass man diesen Baron, der eigentlich ein Versager ist, in seiner verschrobene, heiteren Art lieben muss. Joel Bedetti hat etwas geschafft, was einem nicht immer gelingt, selbst wenn man die perfekte Geschichte vor sich hat: Er hat den Baron zum Reden gebracht, er hat sich Zeit dafür genommen und vor allem hat er genau zugehört. Es gibt viele schöne Stellen in diesem Text, aber meine liebste ist der Moment, als der Baron über Patrizia spricht. Patrizia war seine grosse Liebe, sie heiratete, sie liess sich scheiden, sie kamen wieder zusammen. Dann sagt der Baron nüchtern und unvermittelt: «Und wir hatten grossartigen Sex.» Einen Absatz später stirbt Patrizia an Lungenkrebs. Der Baron macht sich Vorwürfe, dass er ihr das Rauchen nicht verboten hat, und erzählt, dass er mit niemandem über seinen Schmerz reden konnte. «Nur der Militärstratege Albert Stahel hörte sich die traurige Geschichte in einer Vorlesungspause an», damit schliesst Bedetti diesen

Abschnitt. Das ist so knapp wie brilliant, dass es weh tut. Das kann man nicht erfinden – und das ist es, was guten Journalismus ausmacht. Joel Bedetti erhält für seinen wunderbaren Text den Nachwuchspreis. Und er hat ihn verdient, auch wenn dieses Porträt gerade nicht das Neue jagt, sondern vielmehr eine verschwindende Epoche einfängt.

Susan Boos



# Der Baron ist mit seinem Latein am Ende

Zürcher Studierendenzzeitung 25. Februar 2011

*Erst gingen die Frauen. Dann das Erbe. Und jetzt ist auch er weg. Meinhard von Seckendorff hat sein ewiges Studium abgebrochen.*

Von Joel Bedetti

Die Lage ist kritisch. Im Januar vergangenen Jahres verliess der Freiherr Meinhard von Seckendorff nach 90 Semestern die Universität Zürich und kehrte auf sein Schloss im märkischen Oberzenn zurück.

Er kehrte zurück mit leeren Taschen, dafür mit der Hoffnung, die Heimat bald wieder verlassen zu können. Doch nur die begüterte und poetisch veranlagte Cousine Celia könnte den Freiherrn aus dem Schlamassel holen.

Meinhard Erich Peter von Seckendorff, 66 Jahre, Baron, Privatlehrer, Frauenliebhaber, Hoteldauergast und ewiger Student, ist ein kleingewachsener Herr mit adligen Manieren, schlohweissen Haaren und einem gutmütigen Lächeln im runden Gesicht.

Bedrückt sitzt er im Schlosswohzimmer, duckt sich vor den grimmigen Blicken der Vorfahren, deren Bilder er noch nicht verkauft hat, und sagt: «Vielleicht hätte ich doch besser einen Beruf ergriffen, als ich jung war.» Denn das Erbe, das ist jetzt weg.

Der Baron war in Rage, als ich ihn nach einer längeren Suche endlich am Telefon hatte. Seine Sätze sprudelten durch den Hörer, dass mir schwindlig wurde.

Gerade sei er dabei, den antiken Sekretär zu räumen, den er seinem Cousin Graf Rainer verkaufe, dann erzählte er von Cousine Jutta, die eigentlich eine Tante sei und ihn um 400'000 Euro betrogen habe, von der Anwältin Möller, die ihn vor Gewinnspielfirmen schützt, und von einer Philosophiedozentin, bei der er nicht landen konnte.

Meinhard von Seckendorff war hochofren, dass ich ihn besuchen wollte. «Nur schade, dass ich mein Gästezimmer schon veräussern musste», bedauerte er.

Oberzenn ist ein deprimierendes 2000-Seelen-Dorf inmitten der Wald-und-Hügel-Geografie Nordbayerns. Der Bus vergisst manchmal zu stoppen. Die verwaisten Strassen sind mit Werbung für Altgold zugestrichelt. Und im Eingangsbereich des Supermarktes soll man besser die Luft anhalten.

## Verblichene Tapeten

Gleich neben dem Supermarkt wohnt der Baron. Das Seckendorffsche Familienanwesen, erbaut im 18. Jahrhundert, ist ein blau-rotes Zwillingsschloss.

Das Blaue Schloss ist herausgeputzt, grenzt nordseitig an einen englischen Garten und lockt mit seiner Gemäldesammlung Busladungen von Touristen an. Hier wohnt der Graf Rainer von Seckendorff. Das Rote Schloss wirkt vernachlässigt, hat ein Baugerüst vor der Südnase und ist mit einem schlammigen Burggraben eingezogen. Hier wohnt Meinhard von Seckendorff.

Als ich die Einfahrt hochlaufe, steht er bereits auf der Schlossbrücke. Mit Schirm und zu langem Mantel strahlt er durch den Nieselregen.

Innen sieht das Rote Schloss aus wie nach einem Krieg: nackt und ausgeschlachtet. Die Holzböden sind verbogen, die Tapeten verblichen, die Wände zersprungen, die Räume einzeln von verrussten Öfen bevölkert.

Der Baron bewohnt im Obergeschoss eine halbwegs intakte Oase inmitten der Schlosswüste, wenn auch die Heizung manchmal den Geist aufgibt. Ein Flur mit der ausufernden Bibliothek. Ein mit den übriggebliebenen Erbstücken ausgestattetes Wohnzimmer. Ein Fernsehzimmer, das der Baron nur ungern zeigt, weil es nicht aufgeräumt ist, und ein Schlafzimmer, das er lieber nicht zeigt.

«Eigentlich lege ich schon Wert auf Ordnung», sagt Meinhard von Seckendorff.

## Kommunistischer Untergrund

Ordnung in den Lebenslauf des Barons zu bringen, ist aber nicht ganz einfach. Er fährt einfach dort weiter, wo wir am Telefon stehen geblieben sind, und erzählt drauflos, von Tante Fea, die den kommunistischen Untergrund unterstützte, vom Vetter Burkhard, der einst das Erdgeschoss bewohnte und mit seinem ungarischen Schäferhund aus einem Bierglas trank, von seiner Ex Isabella und von der Hamburger Cousine Celia, in die er verliebt ist. «Celia ist poetisch und begütert», sagt Meinhard von Seckendorff, «das würde viele Probleme lösen.»

Herr Baron, können Sie ganz vorne beginnen?

Er beginnt mit der Mutter: «Mutter liebte den Wald mehr als mich.» Eine schwierige Beziehung. Der Vater, Panzergeneral Erich von Seckendorff, fiel neun Monate nach Meinhard's

Geburt an der Westfront. Die beiden waren auf sich gestellt.

Die Mutter, eine Berlinerin, harrte aus Pflichtgefühl gegenüber dem verstorbenen Gatten auf dem Provinzschloss aus und kümmerte sich um das Familiengut, das Schloss, die Äcker und eben den Wald. Den sensiblen Meinhard schickte sie ins Internat. Was ihm in schrecklicher Erinnerung geblieben ist. «Mutter wollte einen zähen Preussen aus mir machen», sagt er, «aber ich klappte zusammen.»

Später zogen die beiden nach München, wo der Baron das Gymnasium besuchte, ein Justudium begann und die Leitmotive seiner Biografie entdeckte: Frauen und Alte Sprachen. In Latein schrieb er lauter Einsen, und noch heute trauert er seiner ersten Liebe, Lieselotte, nach. «Lieselotte wäre das ideale Heimchen am Herd gewesen», schwärmt Meinhard von Seckendorff.

## Richter Alexander Hold

An die Uni Zürich gelangte der junge Adlige in einer Nacht-und-Nebel-Aktion. Der Psychoanalytiker Dr. Tiede, den seine Mutter als Vaterersatz angeheuert hatte, wollte ihn vor einer verfrühten Heirat mit Lieselotte bewahren. «Ausserdem musste er mich elegant loswerden, weil ihn Mutter nicht mehr bezahlte»,

## «Lieselotte wäre das ideale Heimchen am Herd gewesen.»

vermutet Meinhard von Seckendorff. Tiede fuhr den jungen Baron mit Sack und Pack nach Zürich, wo er ihn im Café Odeon beim Philosophieprofessor Meier ablud, der ihn fortan unter die Fittriche nahm. Meinhard, 20-jährig, endlich der mütterlichen Einflussphäre entzogen, war glücklich. Man schrieb das Jahr 1964.

Und was genau machten Sie in den folgenden 90 Semestern, Herr Baron?

Er schaut aus dem Fenster. «Das ist etwas kompliziert.»

Doch erst gibts Fernsehpause. Meinhard von Seckendorff will sich unbedingt die Auflösung des letzten Falls von «Richter Alexander Hold» ansehen. Wir verschieben uns ins Fernsehzimmer, wo sich Glasvitriolen mit Geschirr

und Messingkannen türmen. Vorsichtig beugt sich der Baron zum altersschwachen Apparat herab und drückt den On-Knopf. «Einmal hat es Funken gesprüht», sagt er.

In «Alexander Hold» geht es um eine Frau mit so richtig fiesem Gesichtsausdruck und rotem Kleid, die ihren adligen Mann hat umlegen lassen, weil er zu wenig Taschengeld springen liess. Der Baron macht sich eifrig Notizen. «Mein Ersatz für die Vorlesungen», sagt er. Ein Zeuge ruft: «Wegen dieser Scheissfrau!» Der Baron lacht schallend. Er wird ernst: «Ich hatte Glück, dass mich meine Ex-Frau nicht umgebracht hat.» Alexander Hold verurteilt die Gattenmörderin zu lebenslänglich. «So eine schöne Frau, und so ein schrecklicher Charakter», seufzt Meinhard von Seckendorff.

## Nur im Gästezimmer

Mit manipulativen Frauen hat er Erfahrung. Auf dem mit Post und Zeitungen übersäten Tisch neben dem Fernseher liegen Mahnungen von dubiosen Gewinnspielfirmen. «Die jungen Frauen am Telefon versprechen dann immer, dass man mit ihnen mal was trinken könne.» Grossen Kummer bereiten die Mahnungen dem Baron nicht. Er legt sie der Anwältin Möller, die am Dorfrand wohnt, in den Briefkasten, die regelt das dann.

Dass er Single ist, schlägt Meinhard von Seckendorff viel stärker aufs Gemüt. Deshalb gabs auch schon Rechnungen von Astro-TV. Im Dezember 2007 prophezeite ihm eine Hellseherin, dass er bald eine neue Liebe finden werde. Die Prognose war falsch. Für die Bezahlnummern hat sich der Baron inzwischen sperren lassen.

In Sachen Liebe ruhen seine Hoffnungen sowieso auf Celia. Celia ist eine Cousine zweiten Grades, kennt keine finanziellen Sorgen und schreibt in ihrem Hamburger Stadthaus Gedichte. Im Herbst 2009 kam sie mit der Münchner Cousine Astrid auf Besuch und räumte dem Baron die Bude auf.

Seither ist er verliebt, und zwar über beide Ohren. Die Haushälterin des Grafen Rainer meinte zwar, in seinem Alter könne man doch keinen Liebeskummer mehr haben. «Aber das stimmt nicht», sagt der Freiherr.

Als ihn Celia letzten Frühling nach Hamburg einlud, war der Baron im siebten Himmel. «Ich sah uns schon als Liebespaar», sagt er. Sie spazierten an der Alster und redeten über Dichter. Doch Meinhard von Seckendorff



Bilder: Lukas Messmer

musste im Gästezimmer übernachten. Celia wollte nur Freundschaft. Damit wurde das Ganze etwas kompliziert.

## Schnipo mit Erich und Erwin

Es ist Abend geworden. Weil der Freiherr nicht kochen kann und der Herd sowieso kaputt ist,

isst er jeden zweiten Abend in einer der Dorfkneipen.

Heute gibts Schnipo in der Schenke bei der lokalen Sporthalle. Am Stammtisch sitzen der lustige Erwin und der bullige Erich, der das Schnitzelbrot bequem in der Faust hält. Erwin und Erich reissen einen Witz über die prekäre

finanzielle Lage von «Meini». Der Baron erwidert etwas, aber sein sanftes Organ geht unter im Stammtischdiskurs, der auf märkisch geführt wird, einem Dialekt, der vom Lautmalerischen wie von der Verständlichkeit her zwischen bayrisch und tschechisch oszilliert.

Unter den Einheimischen fühlt sich der Baron verloren. «Sie respektieren mich als Adligen, nicht als Intellektuellen», meint er, als wir in der klirrenden Kälte zum Schloss zurückkehren. «Sie verstehen nicht, wieso man ein ganzes Leben lang studieren kann.»

Dass sich der Studienaufenthalt in Zürich um ein paar Jahrzehnte in die Länge zog, hat mit dem Lernsystem des Barons zu tun, das von seinen Bekannten wahlweise als «uferlos» und «ziellos» bezeichnet wird.

Meinhard von Seckendorff startete mit Chinesisch und ging dann über zur Philosophie. 1977, nach zwölf Jahren Studium, schrieb er seine Lizenziatsarbeit über den griechischen Philosophen Plotin. Aber nur, weil ihm die Fremdenpolizei auf die Pelle rückte.

### Grosse Hoffnungen

Nicht, dass es ihm an Begeisterung gefehlt hätte. «Anfangs setzten die Professoren grosse Hoffnungen in Meinhard, und wir betrachteten ihn als Konkurrenten für die akademische

Laufbahn», sagt sein Studienfreund Rafael Ferber, heute Philosophieprofessor an der Universität Luzern.

Doch der Baron fand einfach keinen Fokus. Schnell weitete er sein Studiengebiet auf die

## «Und wir hatten grossartigen Sex», betont Meinrad von Seckendorff.

gesamte Landschaft der Geisteswissenschaften aus. Er hörte Vorlesungen zu griechischer Philosophie, lateinischer Literatur, Indogermanistik, osteuropäischer Geschichte, alles miteinander und wild durcheinander. Zweimal nahm er eine Doktorarbeit in Angriff, beide verliefen im Sand.

Meinhard von Seckendorffs Studieneifer entsprang nicht nur dem Interesse fürs Geistige. Sondern auch dem Desinteresse an allem anderen. «Alles Materielle war ihm einfach nur lästig», erinnert sich Rafael Ferber. Geld kümmerte ihn genauso wenig wie Arbeit.

Doch vor allem verschanzte sich der Baron in Zürich vor den Erwartungen, die auf ihm lasteten. «Meinhard stand unter gewaltigem Druck seiner Mutter, das Erbe anzutreten», sagt Barbara Straka, die in den 80er-Jahren mit dem Freiherrn liiert war und heute die Brandenburger Akademie der Künste präsidiert. «Seine Mutter gab ihr Leben dafür hin. Meinhard dagegen kam selten aufs Schloss und reiste so schnell wie möglich wieder nach Zürich ab. Die wertvollen Gemälde, die Möbel, alles, was mit Familie und Tradition zusammenhing, interessierte ihn einfach nicht.»

Als die Mutter starb, überliess der Baron die Verwaltung des Schlosses und der Güter einer Nürnberger Tante namens Jutta.

### Tanzen für den Sektenführer

Er war mit anderem beschäftigt. Oft mit Frauen. Meinhard von Seckendorff flirtete im Vorlesungssaal, im Tram, in Strassencafés, am geliebten Zürichsee. Der Adelsstand gereichte ihm dabei nicht zum Nachteil. Es gibt ein Foto aus jungen Jahren. Ein schlanker Mann mit beigem Pullover und Intellektuellenbrille steht

im englischen Garten vor dem Blauen Schloss. Keine schlechte Partie.

Doch der Freiherr zog nicht die einfachsten Frauengemüter an. Seine erste Ehefrau Isabella raste einmal im Tiefflug über das rote Schloss und warf einen Stein mit angeklebter Grusskarte ab. Die Ehe endete vor dem Bundesgericht in Lausanne. Eine andere Gefährtin schmiss Meinhard von Seckendorff samt Gepäck an einer Tankstelle aus dem Auto. Eine Dritte brannte mit einem sizilianischen Weinhändler durch.

Wenn die Frauen gegangen waren, schrieb der Baron Gedichte und tröstete sich mit Esoterik. Als ihn eine Freundin namens Madeleine verliess, reiste er mit einer indischen Sekte nach Finnland. Sie tanzten die ganze Nacht um das Bild des Sektenführers und sangen «Baba nam hevalam». Der Baron musste dazu trommeln. Später wollte ihn die Sekte zu einem spirituellen Minister ernennen, aber da war ihm die Lust vergangen.

1999, mit 55 Jahren, fand er sie dann, in einer Lateinvorlesung, die Frau seiner Träume. Patrizia, 40 Jahre, Sprachwissenschaftlerin mit jugendlichem Charme; «trotz ihrer Narben», wie Meinhard von Seckendorff einwirft. Sie heirateten noch im selben Jahr, schieden sich zwar nach einigen Monaten, kamen aber gleich wieder zusammen.

Der Baron glüht, wenn er von Patrizia spricht. «Sie kochte wunderbar mittelmee-risch», sagt er. Sie gingen tanzen, sie machte ihm die Wäsche, sie reisten nach Paris und Rom, sie redeten über Latein und Indogermanistik.

«Und wir hatten grossartigen Sex», betont Meinhard von Seckendorff.

Doch Patrizia rauchte. Sie rauchte in den Hotelzimmern, sie rauchte, wenn sie kochte, sie rauchte, wenn sie des Nachts Übersetzungen machte, um ihr Studium zu finanzieren. So kam sie auf 60 Zigaretten am Tag. Heute macht sich der Baron Vorwürfe. «Ich hätte es ihr verbieten müssen, aber ich war ja nicht mehr ihr Ehemann.» 2003, nach vierjähriger Beziehung, starb Patrizia an Lungenkrebs.

«Ich dachte, das sei die Beziehung fürs Leben», sagt Meinhard von Seckendorff. «Ich dachte auch, Patrizia könnte meine Alterspflegerin werden.»

Der Baron ist eine ehrliche Haut. Das Schlimmste aber sei gewesen, dass er den Schmerz mit niemandem teilen konnte.

Wenigstens der bekannte Zürcher Militärstrategie-Professor Albert Stahel hörte sich die traurige Geschichte in einer Vorlesungspause an.

### Der letzte Privatgelehrte

Die Jahre nach Patrizias Tod waren keine Jubiläjahre für den Baron. Es klappte nicht mehr mit den Frauen, eine Nacht mit einer ostdeutschen Germanistin und die zweideutige Äusserung einer Mensaangestellten bezüglich Nachttisch mal ausgenommen.

An der Uni war er zum Exoten geworden. Die Professoren von einst waren pensioniert oder tot, die Studienfreunde längst verschwunden oder inzwischen selbst Professoren.

Doch Meinhard von Seckendorff zog sein Programm durch. Täglich sechs bis acht Stunden Vorlesungen über dieses und jenes. In den Kaffeeecken und Dozentenzimmern munkelte man etwas von einem Schloss und einem Vermögen, doch genauer wusste kaum einer über den Baron Bescheid. Er war «der freundliche ältere Herr, der an unerwarteten Stellen laut lachte und mit Getöse Notizblöcke vollschrieb», wie sich Professoren erinnern.

Es schwingt Wehmut mit, wenn sie an Meinhard von Seckendorff zurückdenken. Für sie war er das Fleisch gewordene Gegenstück zur ungeliebten Bologna-Reform; jemand, der nur um des Lernens willens studierte. Ein Exemplar der aussterbenden Gattung der Privatgelehrten. Meinhard von Seckendorff spricht fliessend lateinisch und griechisch, er kennt Sätze auf indisch und indogermanisch

## Wenn ihm das Geld ausging, reiste er aufs Schloss und verkaufte ein weiteres Möbelstück.

und zitiert am Laufmeter Philosophen, Literaten und Propheten.

Das jahrelange Mäandern durch das All-you-can-eat-Buffer des universitären Lehrangebots hat noch andere Spuren hinterlassen: Ein eigensinniges Wissenssystem, das mit modernem, zielgerichtetem Forschen kaum kompatibel ist. «Wenn Meinhard redet, ergeben sich endlose Assoziativketten, die letztendlich um



sich selbst kreisen», sagt Rafael Ferber, der Studienfreund und Philosophieprofessor.

Für den Baron hängt alles mit allem zusammen; Zahlen, Daten, Gedanken und Sternzeichen. Er hüpf von einem zum anderen im Takt eines Maschinengewehrs. Manchmal ist einem, als höre er die Bücher einer monumentalen Bibliothek wild durcheinander wispern.

Diese monumentale Bibliothek hat Meinhard von Seckendorff nicht nur im Kopf. Sondern auch im Keller. Dort sind die Mitschriften aus 45 Studienjahren archiviert. Tausende vollgeschriebene A5-Blöcke mit blauem Rand, die sich kubikmeterweise zur Decke türmen. Eine monströse und chaotische Enzyklopädie universitären Wissens.

### 25 Jahre im Hotel

Auf einem Holzgestell neben den Manuskriptbergen reihen sich weitere Zeugen der langen Studienepoche. Ein Dutzend kaputter Rollkoffer, mit denen der Baron zwischen Oberzenn und Zürich hin- und herpendelte.

Meist standen die Koffer aber in den Hotelzimmern, die nach dem Tod der Mutter 1985 Meinhard von Seckendorffs Zuhause wurden. Erst logierte er im «Rothus» im Zürcher Niederdorf, wo es Etagenduschen und einmal auch eine Leiche gab. Später residierte er im Dreisternehotel «Walhalla» nahe dem Zürcher Hauptbahnhof, wo ihm der jugoslawische

Rezeptionist manchmal eine Limonade spendierte. 110 Franken pro Nacht kostete das Zimmer zuletzt.

Wieso lebten Sie 25 Jahre lang in Hotels, Herr Baron?

Der Baron ringt um Worte. «Mir fehlte einfach die Kraft, eine Wohnung zu suchen», sagt er.

Nicht, dass er auf grossem Fuss gelebt hätte. Der Baron führte ein bescheidenes Dasein. Abends ass er eine Bratwurst oder einen Toast Hawaii. Kino oder Konzerte leistete er sich nicht. Am Samstagabend ging er manchmal in ein Café. «Aber die Paare zogen mich sowieso herunter», sagt er. Meist sah Meinhard von Seckendorff in seinem Hotelzimmer fern.

Das Geld hätte ja reichen können bis ans Lebensende, meint er. Wenn Tante Jutta nicht gewesen wäre. 2001 kam ein Brief vom Gerichtsvollzieher. Wegen nicht bezahlter Rechnungen drohte eine Pfändung. Der Freiherr verstand nicht. Und Tante Jutta, die der Baron mit der Verwaltung des Erbes betraut hatte, war plötzlich verschwunden.

### Schlossverkauf

Nach und nach stellte sich heraus: Jutta hatte keine Buchführung gemacht, dafür aber Schulden in der Höhe von 400'000 Euro. «Und sie liess das Tafelsilber mitgehen», vermutet der Baron. Meinhard von Seckendorff musste das Erbe verscherbeln.

Erst die Waffen, die chinesische Ritterrüstung im Treppenhaus und die Bilderserie eines preussischen Regiments. «Das war mir noch egal, ich bin eh Pazifist», meint der Baron.

Dann die 80 Hektaren Wald, die seine Mutter so geliebt hatte. «Das war unangenehm, aber ich wollte ja nie auf die Jagd gehen oder so.» Immerhin brachte das 190'000 D-Mark.

Dann kam ein Teil des Inventars an die Reihe, antike Sekretäre, Tische, Bilder, Schmuck. «Das tat dann weh.»

2004 verkaufte Meinhard von Seckendorff den Viertel des Roten Schlosses, den er geerbt hatte, für 150'000 Euro an die um Denkmalschutz bemühte Messerschmitt-Stiftung. Man liess ihm lebenslanges Wohnrecht in drei Zimmern, Bad und Küche.

Die Schulden waren längst abbezahlt. Doch der Baron dachte nicht daran, das Studium und das Hotelzimmer aufzugeben. Wenn ihm das Geld ausging, reiste er aufs Schloss und verkaufte ein weiteres Möbelstück.



Monströse Enzyklopädie: Vorlesungsnotizen aus 90 Semestern.

# Bisherige Preisträgerinnen und Preisträger

Meinhard von Seckendorff sitzt zerknirscht im Wohnzimmer und schaut sich das verbliebene Erbe an. «Ich dachte einfach, das würde sich schon alles wieder einrenken.» Er habe gehofft, irgendwie doch noch eine Doktorarbeit hinzukriegen. Dann erzählt er von einem Freund, der ihm einen Posten als Lateinlehrer in Aussicht stellte, sollte er einst eine Privatschule eröffnen.

## Waffenruhe mit Celia

Im Januar 2009 gestand sich der Baron ein, dass er pleite war. Nach 45 Jahren war seine Studienzzeit zu Ende. Er verabschiedete sich im Hotel Walhalla vom jugoslawischen Rezeptionisten, der ihm manchmal Limonade offerierte, und reiste zurück auf das Rote Schloss. Enttäuscht, aber nicht ganz hoffnungslos. «Ich dachte, Celia würde mich in ihr Hamburger Stadthaus holen», sagt Meinhard von Seckendorff.

Aber der Besuch im Norden endete anders als erhofft. Dass er die Nacht nicht in Celiasschlafzimmer verbringen konnte, ärgerte den Baron. Am Morgen sagte er etwas von «Hamburger Sexualunterdrückung». Celia antwortete etwas von «direkt in St. Pauli abliefern».

Der Baron reiste zurück und schrieb Liebesbriefe. Celia rief an und blieb hart. Der Baron knallte den Hörer auf die Gabel. Er schrieb ihr ein Gedicht, das mit «An die Eiswoge Hamburgs» begann. Celia rief an und forderte ihn auf, sie mit Namen anzuschreiben.

Er schickte ihr eine Postkarte mit einer üppigen Frau darauf und wünschte «schönes Altern». Celia rief wieder an und meinte, so alt sei sie nun auch wieder nicht.

Der Baron schickte einen freundlicheren Brief, «unter Verzicht auf Erotik», seither herrscht Waffenruhe. Doch die Fronten wollen sich nicht aufweichen. Meinhard von Seckendorff hofft auf Ostern. Dann will er Celia wieder einladen. Der Herbert vom Stammtisch gab ihm den Rat, einfach über sie herzufallen.

Celia übrigens bittet um Verständnis, dass sie sich zu der Sache nicht äussere. «Es ist doch eine recht fragile Familienangelegenheit», sagt sie am Telefon.

## Premium-Lachs

Zeit für ein wenig Zitronen-Bitterschokolade, die Leibspeise des Freiherrn. In diesen schweren Zeiten hat er immer einige Tafeln im Külschrank gelagert.

Nach der Stärkung schleppt Meinhard von Seckendorff von irgendwoher eine elektroni-

sche Schreibmaschine heran. Er schreibt an einem Buch, einer Einführung in Philosophie, steckt aber auf Seite zwei fest.

«Als Intellektueller brauche ich städtisches Milieu», meint der Baron.

Er tröstet sich mit Lektüre. «Eine Stunde Heidegger oder Plotin lesen kann die Stimmung heben.» Abends führt er langfädige Telefonate mit Leo, seinem 90-jährigen Kumpan aus Zürcher Tagen. Manchmal geraten sie sich in die Haare, und der Baron knallt den Hörer auf die Gabel.

Freitag ist der Lichtblick seiner Woche. Dann fährt der Freiherr ins nahe Ansbach, flirtet im «Café Bohne», verputzt in «Sahins Dönerstand» einen Kebap und macht Einkäufe.

Heute packt er im weihnachtlich beleuchteten «Blümchen»-Supermarkt eingelegte Waldbeeren, Multivitaminensaft und eine Packung Premium-Lachs in den Einkaufswagen.

Achten Sie auf Preise, Herr Baron?

«Nein», sagt er, «Da bin ich blind.» Sein Monatsbudget kennt er genauso wenig wie den aktuellen Kontostand. Nur die Kosten der Wäsche kann er beziffern. Etwas über 100 Euro im Monat verlangt das Reinigungsinstitut in Ansbach. «Tante Jutta hat auch die Waschmaschine mitgenommen», erklärt Meinhard von Seckendorff.

## Neue Waschmaschine

Vielleicht wird Frau Scherer eine Waschmaschine besorgen. Frau Scherer ist Sozialarbeiterin. Sie soll den Freiherrn fit machen für die Grundsicherung, welche er beantragt hat. Mit 350 Euro im Monat wird er den Gürtel noch enger schnallen müssen. «Vielleicht reparieren sie den Herd und schicken mich in einen Kochkurs», überlegt er.

Erst wird es nochmals richtig schmerzhaft. Grundsicherung kriegt der Baron nur, wenn sein Hab und Gut 2500 Euro nicht übersteigt. Noch der letzte Rest des Familienerbes kommt unter den Hammer. Der Wohnzimmertisch, der Schachtisch, Bilderrahmen, das alte Spielzeug, alles.

Die Anwältin Möller hat gar den Verkauf der Bücher vorgeschlagen. Jetzt ist sie beim Baron untendurch. «Als Intellektueller lebe ich lieber in Kisten, als die Bibliothek anzurühren», empört er sich.

Als wir am Abend vor meiner Abreise aus angestaubten Gläsern Wein trinken, macht sich Meinhard von Seckendorff grausige Vorwürfe.

Er erzählt von verpassten Gelegenheiten für Doktorarbeiten. Und vom einzigen Zahltag, den er je eingebracht hat, 1977, als er eine Woche lang als Hilfsskilehrer arbeitete. Vom Lohn kaufte er sich einen neuen Rucksack.

Die Trägheit, meint der Baron, habe er seinem Sternzeichen Krebs zu verdanken. «Wäre ich doch in München geblieben», sagt er schliesslich. «Ich hätte Lieselotte geheiratet und wäre Lateinlehrer geworden.»

## Familiensache

Lieselotte ist noch der kleinste Teil der Vergangenheit, die Meinhard von Seckendorff dieser Tage beschäftigt.

Ein Gespenst namens Familie sucht ihn heim. Die Mutter. «Mutter hätte härter mit mir sein müssen», sagt der Baron, «sie hätte mich zwingen müssen.»

Der Vater, den er nie gekannt hat. «Vater wäre todunglücklich, müsste er das hier miterleben», klagt er. «Er hätte noch die niedrigste Arbeit angenommen, um das abzuwenden.»

Die Schuldgefühle rauben dem Freiherrn den Schlaf. Alle zwei Stunden wacht er auf. Und wenn er schläft, träumt er. «Manchmal laufe ich durch Zürich, manchmal sehe ich mein Kinderzimmer vor mir.»

Und irgendwie ist auch das Interesse an der Tradition zurückgekehrt.

«Wir sind kein neumodischer Adel. Wir sind ein altes Geschlecht», betont Meinhard von Seckendorff, letzter Abkömmling der Linie Seckendorff-Gudent. «Ich will diese 800 Jahre nicht einfach so beenden.»

Der Baron wünscht sich einen Sohn. «Aber andererseits», wendet er ein, «was hätte er denn noch von der Tradition? Nichts. Es wird ja alles weg sein.»

Als ich am nächsten Morgen abreise, dekoriert der erste Schnee das Anwesen der Seckendorffs. Der Baron, tief im Wintermantel vergraben, bedankt sich aufs Liebenswertigste für den Besuch. Dann huscht er schnell wieder über die Schlossbrücke, um die Reparatere aus Nürnberg anzufordern. Die Heizung ist mal wieder ausgefallen.

1981  
Hugo Büttler, Peter Frey, Urs P. Gasche

1982  
Caroline Ratz, Jonn Häberli, Wilfried Maurer, Hans Moser, Edmund Ziegler

1983  
Andreas Kohlschütter, Gisela Blau, Gottlieb F. Höpli, Peter Meier

1984  
Dieter Bachmann, Georg Gerster, Anna-Christina Gabathuler

1985  
Margrit Sprecher, Herbert Cerutti, Arthur K. Vogel

1986  
Markus Mäder, Verena Eggmann, Hans Caprez Klaus Vieli, Benedikt Loderer

1987  
Christian Speich, Jürg Frischknecht, Martin Born

1988  
Werner Catrina, Barbara Vonarburg, Christoph Neidhart

1989  
Beat Allenbach, Hansjörg Utz, Rolf Wespe Alois Bischof, Niklaus Meienberg, Jürg Rohrer

1990  
Ursula Binggeli, Colomba Feuerstein, Urs Haldimann, Toni Lanzendörfer, Josef Rennhard, Al Imfeld, Stefan Keller Hedi Wyss, Hanspeter Bundi

1991  
Peter Hufschmid, Christoph Keller, Christina Karrer, Ernst Hunziker, Guerino Mazzola, Isolde Schaad

1992  
Hans Caprez, Christine Fivian-Isliker, Erwin Koch, Patrik Landolt, Linus Reichlin, Mix Weiss, Nadia Bindellam, Regula Heusser, (Swissairpreis)

1993  
Thomas Burla, Antonio Cortesi, Sepp Moser, Kaspar Schnetzler, Walter Sturzenegger, Barbara Suter, Edith Zweifel, Peter Pfrunder (Swissairpreis)

1994  
Herbert Fischer, Peter Haffner, Stefan Keller, Willi Wottreng, Brigitte Hürlimann (Swissairpreis), Giorgio von Arb (Swissairpreis)

1995  
Erwin Haas, Erwin Koch, Herbert Cerutti, Regula Heusser-Markun, Richard Stoffel, Martin Frischknecht (Swissairpreis)

1996  
Irène Dietschi, Lukas Lessing (Text), Ute Mahler (Bild), Bernard Senn, Ronald Sonderegger, Peer Teuwsen (Text), Reto Klink (Bild), Peter Sidler (Text) Swissairpreis, Daniel Schwartz (Bild) Swissairpreis

1997  
Pia Horlacher, Thomas Meister, Bruno Ziauddin, Finn Canonica (Swissairpreis)

# Dank für Unterstützung und Spenden

1998	2006
Fredi Lerch, Christoph Keller, Christoph Neidhart, Alfred Schlienger, Peter Haffner (Swissairpreis)	Peter Baumgartner (Gesamtwerk), René Brunner (Alltag/Kleine Form), Peer Teuwsen, Karin Wenger, Christoph Scheuring, Hansi Voigt, Ursula Gabathuler
1999	2007
Daniel Ganzfried, Brigitte Hürlimann, Beat Kappeler, Bernhard Raos, Urs Rauber Werner Lüdi (Swissairpreis)	Karl Lüönd (Gesamtwerk), Charlotte Jacquemart, Daniel Hug, Bruno Ziauddin, Christian Schmidt, Gabrielle Kleinert, Marcel Hänggi
2000	2008
Beat Kraushaar, Martin Meier, Irena Brezná, Nicole Müller, Richard Reich, Miklós Gimes (Swissairpreis)	Rainer Stadler (Gesamtwerk), Constantin Seibt (Zeitung), Anja Jardine (Zeitschrift), Daniel Ryser (Nachwuchs)
2001	2009
Martin Beglinger, Alexej Djomin, Andri Bryner, Lisbeth Herger, Rahel Stauber, Urs Rauber, Oswald Iten (Swissairpreis)	Bernard Imhasly (Gesamtwerk), Catherine Boss, Martin Stoll, Karl Wild (Zeitung), Roland Bingisser (Zeitschrift), Dinu Gautier (Nachwuchs)
2002	2010
Jürg Ramspeck (Gesamtwerk), Jürg Rohrer (Alltag/Kleine Form), Arthur Rutishauser, Patrik Landolt, Stephan Ramming, Anna Schindler, Georg Seesslen, Ursula von Arx, Peter Ackermann	Balz Bruppacher (Gesamtwerk), Viktor Dammann (Zeitung), Mathias Ninck (Zeitschrift), Christian Kündig und Lukas Messmer (Nachwuchs)
2003	2011
Margrit Sprecher (Gesamtwerk), Daniel Germann (Alltag/Kleine Form), Michael Marti, Bernhard Odehnal, Cornelia Kazis, René Staubli	Michael Meier (Gesamtwerk), Dagmar Appelt, Katharina Baumann (Zeitung), Otto Hostettler, Dominique Strebel (Zeitschrift), Maurice Thiriet (Nachwuchs)
2004	2012
NZZ Auslandsredaktion (Gesamtwerk), Daniele Muscionico (Alltag/Kleine Form), Bruno Vanoni, Andreas Schürer, Markus Schneider, Jean–Martin Büttner	Gion Mathias Cavelty (Zeitung), Daniel Ammann (Zeitschrift), Julia Hofer (Zeitschrift), Joel Bedetti (Nachwuchs)
2005	
Manfred Papst (Alltag/Kleine Form), Thomas Angeli, Daniel Benz, Rico Czerwinski, Nico Renner, Meinrad Ballmer, Marco Zanchi	

Wir danken ganz herzlich  
dem Zürcher Presseverein ZPV für seine  
grosszügige Unterstützung

der Druckerei Robert Hürlimann AG, Zürich,  
für den Druck dieser Broschüre

dem «Landboten» für die Übernahme der  
Saalmiete im Casinotheater Winterthur

dem Stadtrat Winterthur für seinen Beitrag an  
den Apéro

dem Blumenhaus Blumen Müller in Winter-  
thur für die gediegene Blütenpracht an der  
Preisverleihung

der Bildagentur Keystone in Zürich für die  
Überlassung von Fotomaterial für diese  
Broschüre.

Folgende Firmen und Organisationen  
(gestaffelt nach Höhe der Beiträge) haben die  
Ausrichtung der diesjährigen Preisgelder in  
verdankenswerter Weise ermöglicht:

**Helsana Versicherungen**  
**Orange Communications SA**  
**UBS AG**  
**Ziegler Druck- und Verlags-AG**

**Raiffeisen**  
**Tamedia AG**

**Neue Zürcher Zeitung AG**  
**Ringier AG**

**Schindler Management AG**

**Adolf und Mary Mil-Stiftung**  
**Bank Vontobel AG**  
**Chocoladefabriken Lindt und Sprüngli AG**  
**Credit Suisse**  
**Elektrizitätswerke des Kantons Zürich**  
**Unilever Schweiz GmbH**

**Hoffmann–La Roche**  
**Johann Jacob Rieter-Stiftung**  
**Migros-Genossenschafts-Bund**  
**Novartis International AG**  
**Südostschweiz Medien**  
**Syngenta International AG**  
**Verband Schweizer Medien**  
**Zürcher Kantonalbank**

**CSS Versicherung**  
**Dr. Bjørn Johansson**

## Impressum

**Herausgeberin**  
Stiftung Zürcher Journalistenpreis  
Kirchweg 61  
8102 Oberengstringen  
T 044 750 29 68  
F 044 750 29 43  
info@zh-journalistenpreis.ch  
www.zh-journalistenpreis.ch

Bankverbindung  
UBS AG  
Postfach  
8098 Zürich  
Konto-Nr. 230-208.241.40J

**Redaktion**  
Manuela Nyffenegger

**Satz und Druck**  
Druckerei Robert Hürlimann AG, Zürich

